
4/1970 • 1,– M
MAGAZIN DES SOLDATEN
ARMEE
Rundschau



Stabsfeldwebel Schmidt fragt:
„Wer verhandelt, schießt nicht!" Ist das nur ein Sprichwort, oder verringern Verhandlungen nicht tatsächlich die Kriegsgefahr?

Stabsobermeister Pokorny fragt:
Wir Berufssoldaten bekommen bekanntlich langen Erholungsurlaub.
Können unsere Ehefrauen während dieser Zeit nicht eine unbezahlte Freistellung von der Arbeit erhalten?



Oberst Richter antwortet

Ja, das Wort kenne ich. Aber es ist kein Sprichwort, höchstens fauler Zauber. Zwar lassen ehrlich geführte Verhandlungen mit guten Absichten keinen Raum für das Schießen, aber das gab es sehr selten bei den deutschen Imperialisten. Wahr ist leider, daß sie schon oft verhandelten und trotzdem bald darauf oder gar noch während der Gespräche zu schießen begannen, wie es die Entstehung des zweiten Weltkrieges beweist.
Die deutsche imperialistische Diplomatie dient bevorzugt dem Verhüllen der wirklichen aggressiven Absichten. Das ist heute nicht anders als in den vergangenen Jahrzehnten. Die ganze verteufelte Politik der Zweigleisigkeit der deutschen Imperialisten offenbart sich in ihrer Militärpolitik. Deshalb ist sie das Kriterium der Wahrheit.
Worten von geregeltem Nebeneinander, Gewaltverzicht und menschlichen Erleichterungen stehen Taten gegenüber, die auf die gewaltsame „Befreiung" der DDR hinzielen. Oder ist die zunehmende antikommunistische Verhetzung, das Hätscheln militaristisch-faschistischer Traditionen, der hohe Grad der neonazistischen Durchdringung des Offizierskorps der Bundeswehr etwa nicht schon eine Aggressionsvorbereitung? Ist nicht jedes Manöver der Bundeswehr faktisch ein Training des Angriffs gegen die DDR? Sprechen nicht der Ausbau des militärisch-industriellen Komplexes, die westdeutsche Uran-Offensive in Afrika, die atomare Kumpanei mit Israel und Portugal eine deutliche Sprache für die wirklichen Absichten?
Nein, Irremachen gilt nicht!
Die völkerrechtliche Anerkennung der DDR ist eine wichtige Fessel für gewaltsame Handlungen gegen uns. Deshalb ist sie eine Frage von Krieg und Frieden in Europa. Der wichtigste, ständig wirkende Faktor zur Verhinderung einer Aggression ist die wachsende Kampfkraft unserer NVA sowie das Bündnis mit den anderen sozialistischen Armeen, insbesondere mit der Sowjetarmee. Und dazu müssen wir in den siebziger Jahren besonders große Anstrengungen machen.

Ähnliche Fragen wurden mir schon oft gestellt. Sie widerspiegeln die komplizierte gesellschaftliche Situation: Hier langfristige Festlegung des Urlaubs (mitunter auch noch nicht zum gewünschten Zeitpunkt), 38 bis 46 Urlaubstage und schulpflichtige Kinder, dort Schichtsystem, Arbeitskräftemangel, Planaufgaben.
Es gibt weder ein Gesetz noch eine Anordnung, wonach Ehefrauen unserer Berufssoldaten von der Arbeit freigestellt werden, wenn ihr Mann Urlaub hat. Beide Seiten – Betrieb und Familie – müssen sich einander in dieser Angelegenheit anpassen. Die arbeitende Frau hat lediglich Anspruch auf ihren gesetzlichen Urlaub, den an den Urlaub des Mannes anzupassen allerdings moralische Pflicht des Betriebes ist. Und die restlichen Urlaubstage des Mannes? Muß er sie allein verbringen?
Die Gremien, die darüber beraten, müssen sehr sorgfältig alle gesellschaftlichen und persönlichen Bedürfnisse beachten und großes Einfühlungsvermögen besitzen. Sind die Umstände (z. B. durch getrennte Familie) besonders schwierig, so wird sicher ein Brief des Vorgesetzten an den Leiter des betreffenden Betriebes Verständnis für eine zeitweilige Ausnahmeregelung wecken.
Aber auch Sie und Ihre Frau müssen für die Kompliziertheit des Arbeitsablaufs – z. B. in einem Dreischichtbetrieb – die erforderliche Einsicht aufbringen. Ich empfehle, auch die gesellschaftlichen Organe des Betriebes (BGL bzw. Parteileitung) für die Lösung des Problems zu interessieren. Sicher wird ein für alle Beteiligten akzeptabler Weg gefunden werden können.

Ihr Oberst Richter



485 m über NN



Planzeichner Gefreiter Träger

Während der Antennenmast der Funkmeßstation weit darüber hinausragt, befindet sich der dazugehörende Bildschirm um etliches darunter. Millimetergroß nur sind die Zielimpulse, die er wiedergibt und die Gefreiter Höhnke mit geschultem Auge verfolgt: Reflexe von Flugzeugen, im Auffassungsbereich dieser Station unweit der Staatsgrenze zu Westdeutschland oft mehr als zehn. Doch sie geben nur Aufschluß über Standort und Kurs der Maschinen, nicht aber, ob es sich nun um eine „Caravelle“ oder einen „Starfighter“ handelt, um eine „Convair“ oder eine „Phantom“. So ist für den Gefreiten jeder Impuls ein genau zu beobachtendes Ziel, und je mehr sich ihm zeigen, desto schneller muß er lesen, desto eiliger und hastiger wird seine Stimme, wenn er die Koordinaten ins Mikrophon spricht.

Eine hohe Verantwortung für den Schutz des Luftraumes unserer Republik lastet auf den Schultern des Sonneberger Werkzeugmachers. Weiß er darum?

Es gibt keinen Grund, daran zu zweifeln. Das silbrig glänzende Abzeichen mit dem Marx-Relief weist auf sein Wissen um den Sinn des Soldatseins. Bestenabzeichen und Schützenschnur, Klassifizierungsspange II und goldenes Sportabzeichen lassen erkennen, daß er sein militärisches

Fach versteht; ebenso die Tatsache, daß er achtzehn bis zwanzig Ziele zu führen vermag. Alles in allem Leistungen, die es mit sich brachten, daß er uns mit betonter Würde von der Bestentafel anschaut. Zusammen mit dem Gefreiten Träger, einem der erfahrensten Planzeichner, dessen Kurzbiographie wir zwar entnehmen können, daß er schon in den ersten Wochen mehr als zehn Ziele zu zeichnen verstand und die Klassifikation II erwarb, nicht jedoch, daß er mitunter bis in die Nacht hinein übte, um die Koordinaten in Spiegelschrift schreiben zu lernen. Und erst recht nicht, daß er darob sogar seinem Mädchen einen Brief sandte, den es nur mit Hilfe eines Spiegels entziffern konnte ...
Höhnke und Träger sind gewiß nicht die einzigen Genossen der Kompanie, die es dem Kollektiv durch ihre Leistungen ermöglichten, im zwanzigsten Jahr der Republik alle einfliegenden Ziele unter genauer Kontrolle zu halten. Doch obwohl die Gefechtsaufgabe im Diensthabenden System erfüllt wurde, waren ihnen im Wettbewerb zwei andere Kompanien um eine Nasenlänge voraus. Auf die Frage, warum das Kollektiv nur auf den dritten Platz kam,









Erkennen, begreifen, seine Meinung sagen – Gefreiter Schneider im FDJ-Zirkel.

läßt sich im Grunde mit einem Satz antworten: Noch ziehen nicht alle an einem Strang – jedenfalls nicht so, wie es nötig ist.

Auf dem Tisch einer gemeinsamen Beratung der Parteileitung mit dem Kompaniechef und seinem Politstellvertreter liegt eine kollektiv erarbeitete Analyse, den Stand im Wettbewerb fixierend und im Leninschen Sinne gedacht „als Material, als eine Lehre, als eine Stufe für den weiteren Aufstieg" im Lenin-Jahr. So werden hier nicht Lorbeerkränze gewunden, vielmehr wird beraten, was in der „Operation 70" zu tun bleibt: Die Erfahrungen der besten Kollektive und Soldaten systematischer zu verallgemeinern, frischen Wind in die ideologische Arbeit der FDJ zu bringen, die Parteimitglieder besser für ihre Arbeit unter der Jugend zu rüsten und die bisher praktizierte Trennung zu überwinden, die darin besteht, den Offizieren das Militärische, der Partei und dem Politstellvertreter die ideologische Arbeit und der FDJ die Freizeitgestaltung zu überlassen. Dazu wird u. a. beschlossen, der FDJ-Organisation kameradschaftlich zu helfen, das Studium in den Zirkeln junger Sozialisten lebensverbunden zu gestalten, einen echten Meinungsstreit zu entwickeln. Namentlich auf dem Wege, daß die Parteimitglieder Probleme aufwerfen, zur Diskussion stellen und helfen, sie zu klären...

So vorbereitet, startet die Kompanie im Dezember ihre „Operation 70". Höhnke, Träger und all die anderen FDJ-Mitglieder vergraben sich in



Lenins Rede vor dem III. Komsomolkongreß, denken nach über seinen Rat, „den Kommunismus aus fertigen, auswendig gelernten Formeln, Ratschlägen, Rezepten, Vorschriften und Programmen zu etwas Lebendigem zu machen, das eure unmittelbare Arbeit zusammenfaßt". Vertieft durch ein Seminar, in dem die Parteimitglieder ein lebhaftes Streitgespräch entwickeln, erkennen sie besser als vordem: Wenn Wissen zu hohem Nutzen gelangen soll, muß es vom Bewußtsein verarbeitet werden. Bewußt getan, ist praktische Arbeit erst nützlich.

Und es folgen die ersten praktischen Schritte. Von Gerhard Träger findet sich ein Zettel an der Wandtafel, der erste einer langen Reihe. Darauf vermerkt, allen zur Kenntnis und folglich von allen zu kontrollieren, seine Vorhaben im Lenin-Jahr: Bester will er werden, beim Einsatz im Diensthabenden System mindestens die Note 2 erreichen, die Schützenschnur und das Abzeichen „Für gutes Wissen" in Silber erwerben. Warum er der Erste war, der mit einer Verpflichtung an die Öffentlichkeit trat? „Ich bin Stubenältester. Bald kriege ich eine neue ‚Belegschaft'. Da sollen die neuen Genossen nicht denken, ich wollte mich im dritten Diensthalbjahr auf die Bärenhaut legen . . ."

Auch Unterfeldwebel Nothnagel, die Flieger Schneider und Fleischmann, Leutnant Pommer mit seinem Kollektiv, die Gefreiten Brauer und Langhoff, Hartmut Höhnke – sie und alle anderen halten sich an Lenins Hinweis, daß das aus den „kommunistischen Broschüren und Werken geschöpfte Bücherwissen keinen Pfifferling wert" ist „ohne Arbeit, ohne Kampf". Ihre Arbeit, ihr Kampf ist die Sicherung des Luftraumes der Republik. Und so ermüdend monoton die Stimme des Gefreiten Höhnke auch klingen mag, wenn er Zahl auf Zahl in sein Mikrophon spricht, so hellwach und regsam verfolgt er die Zielimpulse auf dem Bildschirm. Kann doch jeder Gefahr bedeuten, den Anfang einer Aggression, der es entschlossen und rechtzeitig zu begegnen gilt. Gerade auch von ihm und den Genossen seiner Station, die deshalb in der „Operation 70" erneut danach streben, wie schon 1968 „Bestes Kampfkollektiv" zu werden.

Major E. Gebauer



Parteisekretär Leutnant Pommer

◀ Funkorter Gefreiter Höhnke

Ein sehr ferner Tag

Leonid Radistschew

In der Nacht hatte man einen neuen Verwundetentransport gebracht, und nun fehlte es wie stets an Betten. Wer zur Entlassung vorgemerkt war, wurde vorfristig untersucht, und so hielt der Rotarmist Petrik, Simon Adamowitsch, schneller als er gedacht hatte, eine Bescheinigung über seinen Lazarettaufenthalt und eine Zuweisung an den nächsten militärischen Sammelpunkt in der Hand. Sodann begab er sich schleunigst in die Verfügungsgewalt des Spießes, den man hier „Batja“ nannte. Dieser väterliche „Batja“, ein einarmiger Alter mit trutzigem Schnauzbart, führte ihn in die B/A-Kammer, wo Petrik alles Lazaretteigentum ablegen und seine eigene Uniform wieder anziehen mußte.

In der muffigen B/A-Kammer roch es nach abgenutzten und lange lagernden Soldatenkleidern; der „Batja“ brummte unfreundlich vor sich hin und kramte dabei in längst vergessenen Bündeln und verschnürten Paketen, die bis an die Decke der Kammer reichten; doch Petrik fühlte sich in Hochstimmung.

„Ist das deins, wie?“ schrie ihm der „Batja“ von oben zu und warf ihm das nächste Bündel hin, das ihm in die Hände fiel. Es war mit einem Riemchen oder einfach mit Bindfaden verschnürt. „Na, Soldat, denk schon mal nach, setz dein Hirnkastel in Bewegung! Schließlich hab' ich nicht ewig Zeit, mit euresgleichen hier herumzufummeln . . .“

Endlich hatte sich ein Bündel eingefunden, das ein mit Tintenstift bemaltes Holzschild zierte: „Petrik, Sim. Adamow.“ stand darauf. Alle Habe in dem Bündel war nur mit Augenzwinkern als Ausrüstung zu bezeichnen, aber Petrik freute sich darüber wie über das Wiedersehen mit einem guten alten Bekannten. Das war seine uralte Feldbluse, die ihre ursprüngliche Farbe längst verloren hatte, mit Spuren verkrusteter Schützengrabenerde und einem Loch an der Schulter, die Hosen voller Ölflecke und die verkrümmten rötlich-grauen Schuhe mit den Bindfadensenkeln. Alles mögliche hatte ihr Besitzer darin schon durchgemacht.

Sowie sich das gesuchte Bündel angefunden hatte, wurde der „Batja“ gleich besser gelaunt. So war er nun mal. Gemütvoll plauderte er mit dem Scheidenden und sagte:

„Dein Zustand war der beste nicht, Soldatchen.“ Dabei schaute er Petrik wohlwollend an, der am Boden hockte und sich die Fußlappen um seine langen abgemagerten Beine wickelte. „Ich hab' schon im japanischen Krieg die Feldlazarette in- und auswendig kennengelernt, Bruderherz . . . Blutvergiftung hattest du, und das, Soldatchen, ist letaler Ausgang, wie's die Medizin so nennt; auf russisch heißt das kurz und bündig, daß einer so gut wie 'nen Freifahrtschein ins Jenseits hat . . . und dich hat's ganz schön hingestreckt. Dein äußeres Ansehen haben sie etwas entstellt, aber dafür bist du selber gesund und am Leben geblieben!“

„Ich glaub's selber kaum bis heute!“ murmelte Petrik froh und versuchte mit den Zähnen die Knoten seiner Bindfadensenkel zu entwirren. „Die Chefdoktorsche hat mir das so erklärt: Ich hätt', sagt sie, 'ne gute Grundlage. Ich denke, das kommt davon, daß ich immer viel Speck gegessen hab'. So gehört sich's nun mal bei uns in Belorußland . . . Den kaut einer beinah schon als Brustkind!“

„Deine Vermutung stimmt durchaus“, bestätigte der „Batja“. „Speck und Honig sind nicht nur die schmackhaftigsten Dinge, sondern die geben dem Menschen auch 'ne Kraftreserve . . . Ach du liebes Herrgottchen“, fuhr er mit einem tiefen Seufzer fort, „wenn man so nachdenkt, wenn man sich so entsinnt . . . diese Grieben in der Pfanne . . .! Wie die brutzeln! Da kann kein noch so schöner Nachtigallengesang mithalten . . .“

„Batja, hallo!“ rief es draußen. „Komm mal her!“

Sogleich erstarrten die Gesichtszüge des Spießes wieder wie zu Stein, sein trutziger Schnauzbart zuckte erregt.

„Da ruft der Wirtschaftsleiter nach mir! Also, dann mach's gut, Soldat. Hab' keine Zeit mehr für euresgleichen . . .“



Illustrationen: Wolfgang Würfel

Petrik verließ das Lazarett ohne Groll auf die letzten Worte des Alten. Was gab es da denn zu grollen! Dienst ist Dienst! Und vor allem ist einem nicht nach so was zumute, wenn einen die Füße schnurstracks zum Tor hinaus tragen und draußen hinterm Tor Moskau winkt.
In Moskau war Petrik noch nie gewesen. Zwar hatte es ihn hierher verschlagen, aber er war aus dem Lazarettzug direkt ins Lazarett gebracht worden. Gehört hatte er schon von klein auf viel von dieser Stadt, denn er war in der Familie eines Schienenwärters aufgewachsen, dicht am Eisenbahnnetz.
Von pompösen Prozessionszügen, tollkühnen Kutschern mit ihren lackierten Droschken und Wunderrossen hatte er vernommen, von besonderen bemalten Lebkuchen, die in den Straßen gehandelt werden, von Kneipen mit Musik, von Läden, in denen man sich verirren konnte wie in einem Wald.
Tatsächlich: Vor kurzer Zeit erst hatte es ein solches Moskau gegeben, doch jetzt kam das schon einem halben Märchen gleich. Petrik bedauerte das nicht weiter. Er schritt mit einem besonderen Gefühl durch das halblaute, menschenleere Moskau mit aufgerissenem oder aber eingefallenem Straßenpflaster, mit den Kugelspuren an den Mauern, ab und an sah er gar einen richtigen Granateinschuß. Dieses Moskau hatte er verteidigt an den fernen Zufahrtsstraßen, er hatte mit Leib und Leben dafür eingestanden...
Dem Kalender nach war schon Spätherbst, doch die Bäume hatten ihr rostrotes Laub noch nicht abgeworfen, dünne Spinnwebfäden schwammen in der Luft, und es schien, als wärme die fahle Sonne noch ein bißchen. Jedenfalls fror er in der bloßen Feldbluse nicht. Im Lazarett hatte man Petrik ohnehin erklärt: „Militärmantel am Unfallort verblieben".
Die Füße in den schweren, längst ausgedienten Soldatenschuhen kamen nur mühsam voran, und doch gelüstete es Petrik mit seinem ganzen Wesen nach Bewegung. Er fürchtete nicht, in diesen krummen, buckligen Straßen und winkligen Gassen in die Irre zu geraten. Sein

Bettnachbar, ein Moskauer Druckereiarbeiter, hatte ihm einen ganz genauen Plan angefertigt, der alles enthielt, was seiner Meinung nach „ein Verbrechen“ war, es nicht zu „sehen“. Also schritt Petrik ganz sicher fürbaß, mit kindlicher Neugier um sich lugend.

Eine Knabenschar jagte einem aus Lumpen zusammengeflickten Fußball nach, lärmend und ungehemmt, als seien sie auf freiem Feld. An einer doppelgeschossigen Villa mit teilweise heilgebliebener Stukkatur blieb Petrik wie auf Kommando stehen. Solche Sachen gab es gewiß nur in Moskau! Zwischen Mauern und Fenster ein Spiegel, zwar gesprungen und von den Zeitläuften halbblind geworden, mit Flecken, unter denen die blaue Stukkatur hervortrat. Aber es war halt ein Straßenspiegel, ein Moskauer Wunder! Ergötzt euch, Passanten!

Das war interessant, sich mal wieder in ganzer Länge und bei voller Beleuchtung zu sehen. Petrik trat ganz dicht an den Spiegel heran. So also mußten ihn die Leute sehen. Schaute man von links, dann war er ganz der einstige Simon Petrik, bloß abgemagert und grünlich. Guckte man aber von rechts, dann gab's ein ganz anderes Bild: Da zog sich eine blaue Narbe vom Backenknochen über die ganze Wange hin, gewunden wie ein Fluß, wenn man ihn auf einer geografischen Karte betrachtet. Der Lazarettfrisör hatte diese Wange nicht rasiert, sondern nur hie und da Bartstoppeln sorgsam verschnitten, und nun standen Simon ungleiche weißblonde Büschel auf der Wange.

„'nen Bart lass' ich mir wachsen“, überlegte Petrik. „Bloß wächst das Haar schlecht an dieser Stelle ... Aber ganz ohne Bart geht's erst recht nicht ...“

Die Straße wurde im Spiegel nach allen Seiten breit und rund. Simon sah die Buben bergan hüpfen, und der schon völlig formlose Ball wurde von ihnen im Stich gelassen. Unregelmäßiges Motorengetucker war zu vernehmen, und über das holperige Straßenpflaster kam langsam ein Auto gerollt; es holperte durch die grasüberwucherten Löcher.

Die Buben umringten das Fahrzeug von allen Seiten; der Fahrer hatte sichtlich seine Not mit dem Bremsen, um nicht eines der Kerlchen zu überfahren. Petrik trat nur auf den Bürgersteig, um das Auto besser sehen zu können. In Motoren kannte er sich aus, aber einen solchen Wagen mit faßrundem Kühler, mit so langer Karosserie und Ersatzrad an der Seite hatte er noch nie zu Gesicht bekommen.

Das Automobil bremste plötzlich genau gegenüber Petrik. Die Tür ging auf, im Wageninnern saßen zwei Männer. Der Petrik am nächsten Sitzende war in Uniform: Schutzkappe, Militärmantel — und der neben ihm war ein Zivilist im offenen Mantel und mit einer Mütze auf dem Kopf.

Halb abgewandt hörte sich der Uniformierte an, was sein Nachbar zu ihm sagte, dann wandte er sich an Petrik mit der Frage: „Haben Sie es weit, Genosse Kämpfer?“

Petrik zog seine Feldbluse zurecht, rückte den Leinwandhelm gerade und antwortete stramm ganz nach Dienstvorschrift:

„Soeben aus dem Lazarett entlassen, wo ich mich befand zwecks Auskurierung nach erhaltener Verwundung, zum militärischen Sammelpunkt zwecks weiterer Dienstleistung in der Roten Armee! Meldung erstattet Rotarmist Petrik!“

„Und wo wurden Sie verwundet, Genosse? An welcher Front?“ Die Stimme des Uniformierten enthielt gar keinen Kommandeurston, aber Petrik hatte nicht umsonst in einer Einheit gedient, die ein ehemaliger Fähnrich namens Russakow befehligte.

„Splitterverletzung am Kiefer erhielt ich bei Waluika im August dieses Jahres während Kabellegearbeiten zum Stab der Brigade!“

Petrik, der die Fragen des Uniformierten beantwortete, fühlte immerfort die forschenden Blicke von dessen Nachbarn auf sich ruhen.

„Freiwilliger?“ fragte der Zivilist schließlich leicht zur Wagentür herausgebeugt. Der Uniformierte lehnte sich zurück so weit er konnte, um seinen Nachbarn nicht an der Unterhaltung zu hindern.

„Zu Befehl, Freiwilliger! Nach dem Einsatz in einer Partisaneneinheit durch Oberkommandierenden auf militärtechnischen Lehrgang geschickt ... Mit Auszeichnung bestanden!“ fügte er noch mit leisem Stolz hinzu.

„Und was Sie da ... tragen —, stammt aus dem Lazarett?“

„Meine Frontausrüstung ... wie sie im Lazarett der Kammer übergeben wurde, so bekam ich sie wieder ausgegeben bei der Entlassung.“

„In welchem Lazarett haben Sie gelegen?“

Petrik erinnerte sich weder der Nummer noch der Straße seines Lazaretts. Er selbst hatte keinem geschrieben, folglich waren auch keine Briefe für ihn angekommen. So langte er aus seiner Feldblusentasche seinen Entlassungsschein hervor und wies ihn dem Zivilisten in der Mütze vor.

„Da, in den Papieren steht alles vermerkt.“

Der nahm den Schein an sich und las ihn lange aufmerksam durch. Petrik wollte es schon dünken, der Mann lese nicht, sondern sinne nach.

„Leben Ihre Eltern noch?“ fragte er dann, als dringe er in fernste Gedanken Petriks vor, während er ihm den Schein zurückreichte.

„Nein, die Eltern leben nicht mehr“, antwortete der Soldat verwirrt und wider Willen ziemlich trocken. „Vater kam im deutschen Krieg um. Mutter starb an Typhus ...“

Nach kurzem Schweigen fragte der Zivilist wieder:

„Wie steht es um Ihre Verwundung? Sind Sie gut ausgeheilt worden? Tut es Ihnen noch weh? Stört die Wunde nicht?“

„Kuriert wurde ich sehr gut“, fuhr Petrik zusammen. „Wenn ich mich nicht im Spiegel beseh, denk' ich überhaupt nicht dran ... Da gibt's einen Sanitäter, den sie ‚Batja‘ nennen. Der hat mir die Sache so erklärt: ‚Hübscher wirst du eh' nicht, und jung bleibst du sowieso'. Ich werd' dieses Jahr zweiundzwanzig“ erklärte Petrik

weiter. „Gestatten Sie auch eine Frage meinerseits. wenn's erlaubt wär': Was für 'ne Marke haben Sie da an Auto? Ich hab' 'ne Ahnung von, aber so einen Typ hab' ich noch nie gesehen!"
Die im Auto Sitzenden wechselten einen Blick, und zum ersten Mal während des ganzen Gesprächs huschte ein Lächeln über das Gesicht des Zivilisten. Er berührte die Schulter des Fahrers und sagte:
„Na, das ist schon mehr Ihr Bereich. Antworten Sie dem Genossen!"
„Diese Automarke heißt ‚Delonet-Belleville'" erklärte dieser. zu Petrik herausgebeugt. „Ein sehr gehorsamer Wagen, aber Benzin möchte er gern ganz reinen haben, wie Tränen so klar. Aber wo hernehmen?! Und da kommt's eben mitunter vor, daß er bockt wie's ihm einfällt..."
„Danke sehr!" Petrik trat zur Seite und wollte damit zeigen, daß er durch seine Fragerei die Leute nicht weiter aufhalten wollte. Der Mann in der Mütze zog seine Uhr und sah eilig nach der Zeit. Dann sagte er zu Petrik:
„Auf Wiedersehen, Genosse! Ich wünsche Ihnen Gesundheit... Daß Sie mir ja nicht wieder ins Lazarett geraten!"
Der Uniformierte legte die Hand an die Mütze. Kaum daß Petrik seine Rechte an den Helm führen konnte, schon raste das Auto leise aufheulend los. Die Buben, die der Unterhaltung wie gebannt mit offenen Mündern gelauscht hatten, rannten dem Wagen hinterher. als würden sie es einholen können.
Petrik sah ihm nach, bis er in der Kurve verschwunden war. Das müssen recht ernsthafte, verantwortungsvolle Leute gewesen sein, dachte er. Und wer von ihnen der Vorgesetzte ist, weiß keiner. Wohl der in der Mütze. obgleich er ein Zivilist ist...

Ein Jahr ums andere ging ins Land, türmten sich zu Jahrzehnten. Schon nannte man Petrik beim Vor- und Vatersnamen, wie sich das für gesetzte Leute gebührt – außer der Ehefrau, natürlich. Er hatte schon das Rentenalter erreicht, war aber noch gesund und tatkräftig, nicht einmal die Narbe auf seiner Wange störte ihn mehr. Er leitete in seiner belorussischen Heimat ein Kreiskontor für Fernmeldewesen und wurde bei den Neuwahlen immer wieder ins Kreiskomitee der Partei gewählt.
Sein Lebenslauf wäre getrost als heldenhaft zu bezeichnen, gäbe es in der ganzen großen Sowjetunion nicht Tausende und aber Tausende Menschen mit ähnlichen Biographien, Menschen. die man aus unerfindlichen Gründen häufig „einfache Leute" nennt. Ihr ganzes Leben war wie aus einem Guß und fest mit dem Leben des Landes verschmolzen.
Wenn sie auf die alltäglichste Weise Fragebogen ausfüllten. die Fragen nach Kriegsteilnahme, Verwundungen und Auszeichnungen enthielten und danach, wie sie gearbeitet und gelebt haben früher. so kamen – wenn man die Sache mal richtig betrachtete – erstaunliche Geschichten zustande über unmenschliche Ausdauer, unendliche seelische Kraft und solche „Wider-



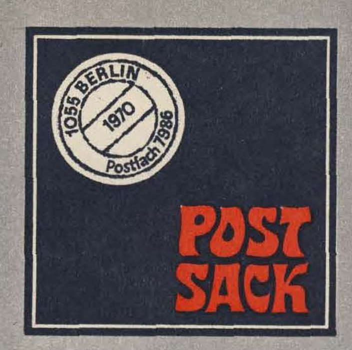
standsfähigkeit", die keine Wissenschaft jemals berechnen kann. Jedoch sie selbst, diese Menschen, dachten am wenigsten daran, und hatten eigentlich keine Zeit, zurückzublicken.
Und doch kam einst ein Tag, an dem unerwartete und erstaunliche Umstände Simon Petrik veranlaßten, zurückzuschauen, sich an jene ferne Begegnung zu erinnern, die ihm längst vergessen schien.
Er kam einmal nach Minsk in dienstlichen Angelegenheiten und betrat seine „Patenbuchhandlung". Dieses Geschäft ließ im Unterschied zu anderen einschlägigen Läden seine Käufer aufs angenehmste in den Büchern wühlen und geruhsam das aussuchen, was sie mochten.
Hier also geriet Simon Adamowitsch ein Buch über ferne Tage in die Hände, und da er Erinnerungsbände sowieso gern mochte und sammelte, blätterte er in dem bescheiden aufgemachten Bändchen herum. Sein Blick blieb an einer Seite hängen, auf der Moskau in den ersten Jahren der Sowjetmacht beschrieben war. Er las die ganze Seite, dann blätterte er zurück bis an den Anfang. Eine seltsame Unruhe überkam ihn. So geht es einem manchmal, wenn man sich eines halbvergessenen Traums erinnern möchte. Dies und jenes ist einem noch gegenwärtig, doch alles andere verschwimmt.
Der Anfang der Seite kam ihm sonderbar bekannt vor. Hatte er davon schon irgendwann mal gelesen oder erinnerte er sich der Erzählung eines anderen? Vielleicht hatte er das alles schon einmal geträumt?
Da war über eine grasüberwucherte Moskauer stille Straße ein Auto gefahren, und an einem aufgerissenen Bürgersteig hatte ein Rotarmist verschnauft. Sicherlich wollte er das ungewöhnliche Auto bestaunen. Es hält dicht neben ihm, die Tür geht auf, und man fragt ihn: „Haben Sie es weit, Genosse Kämpfer?" Und weiter wird berichtet, daß sich der Rotarmist auf eine Krücke gestützt habe. Da stimmte doch was nicht! Aber die Unterhaltung?! So hatte man ihn, Petrik, ebenfalls gefragt, aus welchem Lazarett er entlassen sei und woher seine Ausrüstung stamme, ob seine Eltern noch lebten ... Und weiter stand da, in dem Auto habe Lenin gesessen.
Simon Adamowitsch saß eine Weile da, die Lider fest über die Augen gesenkt. Wie oft hatte er später Fotos und Porträts von Lenin gesehen, und kein einziges Mal war er dadurch an jenen Mann, der neben dem Uniformierten gesessen hatte, erinnert worden. Aber daß es Lenin gewesen war, stand hier schwarz auf weiß geschrieben. „Auf Wiedersehen, Genosse!" hatte Wladimir Iljitsch zu dem Rotarmisten gesagt und ihm gewünscht, er möge ja nicht wieder ins Lazarett geraten. Ja, so war es gewesen. Wort für Wort!
Damit endete das, was jetzt in seinem Gedächtnis aufleuchtete. Doch weiter? Da stand noch vieles geschrieben.
„Lenin saß stumm da, er war in seine Gedanken vertieft. Und plötzlich, kurz hinter der Straßenbiegung, sagte er zu seinem Nachbarn: ‚Wir haben noch ein bißchen Zeit. Genosse Gill wird etwas schneller fahren ... Schauen wir einmal in das besagte Lazarett hinein ... Ist ja ganz in der Nähe!'
Als Wladimir Iljitsch ins Lazarett kam, war die Mittagsruhe gerade um ... Als erste entdeckten ihn der Wirtschaftsleiter und der Kommissar ..."

Simon Adamowitsch sann mit gerunzelten Brauen ein Weilchen nach, ehe vor seinem inneren Auge ein imposanter beleibter Mann in Offiziers-Tuchjacke mit aufgenähten Taschen, in gelbem, knarrendem Riemenzeug und Reithosen mit ledernem Sitzfleck erstand. Der Wirtschaftsleiter! Ein schicker Kerl war das gewesen, aber sachkundig.
„Der Lazarettchef ist momentan abwesend", meldete ihm der Kommissar. „Er ist zur Hauptabteilung für Armeeproviant gefahren. Medizinisches Personal und Verwundete sind an Ort und Stelle."
„Mit den Kämpfern werde ich unbedingt sprechen!" Lenin wandte sich an den Wirtschaftsleiter und fragte: „Also, Ihnen untersteht der ganze Lazaretthaushalt?"
„Ganz recht, Genosse Lenin!" sagte der Wirtschaftsleiter und erhob sich von seinem Stuhl.
„Sind Sie Parteimitglied?"
„Unlängst von unserer Zelle aufgenommen als umsichtiger und das Vertrauen rechtfertigender Genosse", antwortete der Kommissar für den Gefragten. „Obzwar seine Klassenzugehörigkeit nicht proletarisch ist ..."
Wortlos hörte Lenin ihn an.
„Zeigen Sie mir mal Ihre Bekleidungskammer!"
„Die Bekleidungskammer?" fragte der Wirtschaftsleiter zurück, als habe er sich verhört. „Die Kam – mer?"
„Ja, ja, zeigen Sie uns mal die Kammer!" wiederholte Lenin ungehalten. „Wo ist sie bei Ihnen untergebracht?"
Verwirrt schaute der Wirtschaftsleiter den Kommissar an.
„Die Kammer? Die ist bei uns da ... beim Eingang", er trat auf die Tür zu, öffnete sie ein wenig und rief nach dem Obersanitäter ...
Uff! Lenin hat also die Kammer betreten, unsere Kammer! Simon Adamowitsch stellte sich ungewöhnlich deutlich vor, wie der „Batja", den Kopf zwischen die Schultern gezogen, das Vorhängeschloß öffnet. Und wie Lenin in die Kammer eintritt.

„Das genügt! Sie können wieder abschließen", sagte Lenin zum Wirtschaftsleiter. In die Rote Ecke zurückgekehrt, besah sich Lenin die Wandzeitung. Plötzlich wandte er sich um und sagte, an keinen bestimmten gewandt: „Wir haben heute unterwegs einen Rotarmisten getroffen, der eben erst aus Ihrem Lazarett entlassen worden war. Der sah aus! Einen kläglichen und schmerzlichen Anblick bot er! Die bloße Haut schimmerte ihm durch die Feldbluse ... an der Schulter!" fügte er noch ganz leise hinzu.

Fortsetzung auf Seite 77





Damit nichts „einrostet"

Was versteht man unter einem „Reservistenkollektiv"?
Flieger Brumel, Cottbus

Die Organisationsform der gedienten Reservisten, unabhängig vom Dienstgrad und von der Waffengattung. Reservistenkollektive werden in den staatlichen sowie wirtschaftsleitenden Organen und Einrichtungen, in Betrieben und Genossenschaften gebildet. Wo das nicht möglich ist, können auch Orts-Reservistenkollektive gegründet werden.

Panzer-Forscher

Von der NVA wurde uns ein Panzer T-34/85 mit der Fahrgestellnummer 883542 übergeben. Wir wollen diesen Kampfwagen wirkungsvoll in unsere sozialistische Wehrerziehung einbeziehen. Die Klubs „Junge Offiziere" und „Freunde der NVA" erhielten deshalb den Auftrag, den Kampfweg des Panzers von der Sowjetunion bis zu uns, dem Haus der Jungen Pioniere, zu erforschen. Uns sind nur die Namen der letzten NVA-Besatzung bekannt: Unterfeldwebel Sturm, Unteroffizier Hanke und die Panzerschützen Schneider und Bachmann. Vermutlich sind sie schon in die Reserve versetzt worden. Wir bitten sie, an uns zu schreiben. Wir beabsichtigen, mit diesen und den sowjetischen Genossen, welche den Panzer von der Sowjetunion bis nach Deutschland gefahren haben, ein Zusammentreffen mit Jungen Pionieren zu veranstalten.
Haus der Jungen Pioniere „Philipp Müller", 684 Pößneck, Franz-Schubert-Straße 8

Jetzt zwei Sterne

Welchen Dienstgrad erhalten die Offiziersschüler nach beendeter Ausbildung?
Kanonier Schmidtchen, Harzgerode

Absolventen militärischer Lehreinrichtungen werden nach einer 3- oder 4jährigen Ausbildung und bestandener Offiziersprüfung zum Leutnant ernannt.

Bleibt mit der MiG verbunden

Ich möchte Jagdflieger, also Berufsoffizier, werden und beschäftige mich viel mit meiner zukünftigen Tätigkeit. Mir ist auch verständlich, daß ich auf Grund der physischen Belastungen nicht ewig ein Flugzeug führen kann. Sollte dieser Umstand eintreffen, bedeutet das für mich das Ende meiner Laufbahn als Offizier?
Rolf-Peter Tannenhaus, Leipzig

Keineswegs. Erfahrene Jagdflieger sind immer gefragt. Als Jägerleitoffizier, Offizier auf dem Gefechtsstand, Stabschef, Politoffizier, Kommandeur u. dgl. stehen Ihnen noch vielseitige Möglichkeiten offen. Die Perspektive geht bis zum Militärakademiker.

Ubelgenommen . . .

Konnte mich seit 1966 an Deinen Ausgaben erfreuen, das neue Januarheft jedoch ist keine Spitzenleistung, es ist unter aller Kanone. Sollte das nicht geändert werden, bestelle ich Dich ab.
Heinz Schnabel, Berlin

. . . gut angekommen

Als ich Euer erstes Heft dieses Jahres in den Händen hielt, da dachte ich: ganz schön lebhaft, bunt und reich illustriert. Es entspricht meinen Forderungen, die ich Euch vor längerer Zeit schrieb. Hoffentlich haltet Ihr den Weg auch durch!
Soldat Adalbert, Sondershausen

Doppelt gibt's nicht

Ende April werde ich in die Reserve versetzt und will ab 1. Mai wieder arbeiten. Muß der Betrieb mir den gesamten Jahresurlaub für 1970 gewähren oder steht er mir nur anteilmäßig zu?
Gefreiter Müller, Spremberg

Sie erhalten nur Urlaub für die Zeit Ihrer Arbeit im Betrieb.

Petri Heil!

In der Bildgeschichte in der AR 1/70 geht ein Unteroffizier mit Picke, Schippe, Eimer und Angelrute auf einen zugefrorenen See und angelt. Woher hat er die Kiste, auf der er plötzlich sitzt?
Helmut Hartmann, Berlin

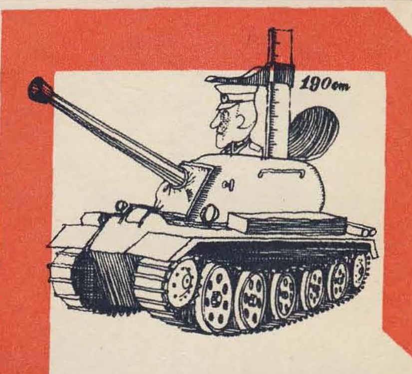
Die hat er sich geangelt.

Damit die Luke auch zugeht

Kann man auch mit einer Körpergröße von 1,70 m bei der Panzertruppe angenommen werden?
Detlef Vorpahl, Neuruppin

Sie haben eine Chance, denn Bewerber für diese Waffengattung dürfen nicht größer





als 1,80 m sein. Weitere Voraussetzungen erfahren Sie beim Wehrkreiskommando.

Bahn frei den Vorbildern

Mein Kumpel behauptet, daß der Anhänger für das Bestenabzeichen nur dreimal vergeben wird. Nun habe ich aber schon einen Genossen gesehen, auf dessen Anhänger eine „5" stand.
Unterfeldwebel Räthe, Luckenwalde

Bei Wiederholung der Leistungen, die eine Auszeichnung mit dem Bestentitel rechtfertigen, werden Wiederholungsanhänger verliehen, auf denen die Anzahl der erworbenen Titel steht. Dabei gibt es keine Begrenzung. Ein längerdienender Genosse kann also durchaus mehr als dreimal den Bestentitel erringen.

Nicht auf den letzten Drücker

In welchem Zeitraum müssen wir vor Antritt eines Urlaubs Bescheid über unser Urlaubsgesuch erhalten?
Pionier Riese, Storkow

Spätestens am Vortag des beantragten Urlaubsantritts ist Ihnen mitzuteilen, ob die Reise abgelehnt oder genehmigt wurde.

Womöglich noch „Selbstgestrickte"

Eine Frage zu dem Farbfoto bei der Grenzerreportage „Winter – ein zweiter Gegner" im Januarheft: Tragen Fährtenhunde bei Minusgraden immer Handschuhe?
Soldat Ebermann, Oranienburg

Womit sollen sie denn ihre Spuren verwischen?

Und alle halfen mit

Zu meiner Hochzeit wurde das wahr gemacht, was Oberstleutnant Fiebiger im Postsack 9/69 angekündigt hatte (Hilfe der Dienststellenleitung für alle Genossen, die eine sozialistische Eheschließung beabsichtigen). Es waren sehr große Vorbereitungen getroffen worden, von denen ich mir nicht die Hälfte erhofft hätte. Nicht nur, daß ich von der Kompanie und vom Truppenteil wirklich sehr großzügige Geschenke erhielt, fuhr uns Leutnant Pirschel auch mit seinem Privatwagen zum Standesamt. Oberstleutnant Fiebiger hat also sein Versprechen sehr gründlich gehalten, wobei auch die Genossen, welche ihn hierbei unterstützt haben, nicht vergessen werden sollen. Allen möchten wir hier noch einmal unseren besten Dank aussprechen.
Pionier Kleinert, Storkow

Bettwechsel

Kann ein Gefreiter im vierten Diensthalbjahr „Außenschläfer" beantragen, wenn er im Standort wohnt?
Gefreiter Klingrath, Schwerin

Dem steht nichts im Wege. Soldaten auf Zeit, deren Wohnsitz sich im Standortbereich oder in dessen unmittelbarer Umgebung befindet, kann der Kommandeur des Truppenteils genehmigen, außerhalb der Truppenunterkunft zu wohnen.

Es geht härter zu

Zu Ihrer Erzählung „Der Hinterhalt" (1/70): Was die Härte der Ausbildung anbetrifft, bleibt sie blaß. Als ehemaliger Panzermann habe ich die Härte vieler Übungen zu verschiedenen Jahreszeiten auskosten dürfen. Lese ich die Erzählung, so weiß ich zwar, daß die Männer dieser Handlung keinen Spaziergang machen. Ich kann mir bildlich aber nicht vorstellen, daß sie physisch und psychisch „fertig" sind.
Herbert Bialke, Neubrandenburg

Wenn die Uniform gewechselt wird

Ich bin Meister des Strafvollzuges, also bei einem Organ des Ministeriums des Innern. Welchen Dienstgrad bekomme ich, wenn ich zum Reservistenwehrdienst einberufen werde?
Kurt Blumberg, Berlin

In der NVA erhalten Sie wieder den Dienstgrad, mit dem Sie damals in die Reserve versetzt wurden.

Herrscher über H_2O

Woher stammt der Dienstgrad Admiral?
Stabsmatrose Wildnagel, Stralsund

Das Wort ist arabischen Ursprungs; es ist ein alter Kalifentitel und bedeutet soviel wie „Gebieter des Meeres".



Begehrtes Abzeichen

Ehemalige Angehörige der Armee erhalten ein Reservistenabzeichen. Trifft das auch für ehemalige Grenzpolizisten zu; ich war von 1948–1950 in der Deutschen Grenzpolizei?

Walter Brauner, Pethau

Den gedienten Reservisten der NVA sind Angehörige der ehemaligen KVP oder DGP gleichgestellt. Auch Sie erhalten ein Reservistenabzeichen, wenden Sie sich bitte an Ihr Wehrkreiskommando.

Mädchen sind kein Spielzeug

Seit Anfang 1969 schrieb ich mich – auf eine Anzeige in der „Jungen Welt" hin – mit dem Gefreiten Gerhard Meier, der damals in Eggesin stationiert war. Seinen Angaben nach ist er Frisör in Teterow. Unser Briefwechsel war rege, er wollte mich sogar besuchen. Im Oktober 1969 sollte er entlassen werden. Die Dienstzeit näherte sich ihrem Ende, aber keine einzige Zeile kam mehr. Ich möchte deshalb den anderen Soldaten raten: Wenn Ihr schon einen Briefpartner habt, dann gebt wenigstens den Grund an, warum der Briefwechsel aufhören soll. Meist sind es doch solche, die daheim ein Mädchen oder eine Frau sitzen haben und während Ihres Armeedienstes ein „Abenteuer" suchen. Solche „Armisten" sollten daran denken, daß es die Zehn Gebote der sozialistischen Ethik und Moral gibt. Die Soldaten brauchen sich gar nicht zu wundern, wenn die Mädchen manchmal so abweisend sind, denn solche unangenehmen Dinge fallen immer auf alle zurück.

Bärbel Sachse, Großräschen-Süd

Anregungen

Ihr Artikel „Spielend lernen" (12/69) hat mich besonders angeregt, da ich Verkäuferin für Spielzeug bin. Ich finde es absolut richtig, daß die Kinder schon im jungen Alter mit dem Ernst des Lebens verbunden werden. Täglich bediene ich viele Kunden, zum größten Teil Kinder, die sich sehr für das militärische Spielzeug interessieren. Es macht mir sehr viel Spaß, den Kindern Auskunft über diese Sachen zu geben.

Rossitha Kosemetsky, Dranse

Grußlos

Bei uns in Plauen ist mir schon oft aufgefallen, daß Armeeangehörige, wenn sie sich begegnen, die Schritte beschleunigen und in die andere Richtung schauen. Mir scheint, daß man das Grüßen nicht nur verlernt hat, sondern auch einfach zu bequem dazu ist. Den Eindruck, den besonders Ausländer davon bekommen, brauche ich Ihnen wohl nicht zu beschreiben.

Nothard Schäfer, Jößnitz

Waffenbrüder an der Adria

Können wir Näheres über die Quellen der Bewaffnung der jugoslawischen Volksarmee erfahren? Wir wissen, daß sehr viel im eigenen Land hergestellt, aber auch einiges im Ausland gekauft wird.

Unteroffiziersschüler Gertner, Prora

Die jugoslawische Verteidigungsindustrie ist seit langem in der Lage, die Armee mit Waffen und Ausrüstung zu versorgen. So werden u. a. Geschütze, Raketenwerfer, Flugzeuge, Hubschrauber, TS-, U-, Küstenschutzboote sowie Zerstörer produziert. Besondere moderne Überschallflugzeuge, Raketenboote, Panzer und Raketen werden in der Sowjetunion gekauft.

Schwerer oder leichter?

Hauptanziehungspunkt für Lenin in Berlin war die Königliche Bibliothek (s. S. 20–25). Aber gehörten zum Studieren nicht auch Energie und Willenkraft? Und ganz sicher waren die Wochen in Berlin nicht die schwersten im Leben Lenins. Dabei jedoch taucht die Frage auf: War es vor 75, 50, 25 Jahren schwerer, Revolutionär zu sein als heute oder leichter? Bitte schreiben Sie uns Ihre Meinung.

Die Redaktion

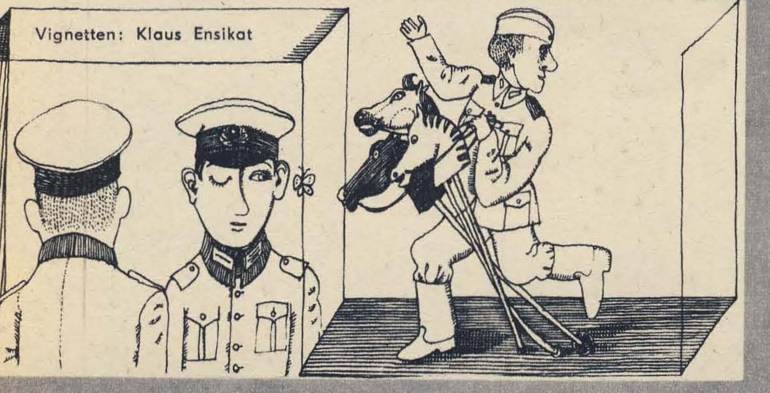
Steckenpferde

Wer hilft mir, meine Sammlung an Abzeichen und Auszeichnungen zu vergrößern?
Offiziersschüler Albrecht, 99 Plauen, Postschließfach 1038/15 A

Suche Orden und Medaillen der KVP, DVP und NVA.
Gefreiter d. R. Lange, 4601 Köpenick Nr. 2

Sammler von Medaillen, Orden, Abzeichen, Plaketten, Geldscheinen, Münzen, Zeitungen, Zeitschriften, Kalendern, Eintritts-, Fahrkarten wenden sich bitte (Rückporto nicht vergessen) an
Rudi Grose, 15 Potsdam, Straße der Gemeinschaft 18

Wer schickt uns Dienstgrad- und Dienstlaufbahnabzeichen der NVA?
Heinz Goeritz, 1554 Ketzin, Potsdamer Str. 21 d
Martina Krebs, 5211 Rudisleben, Arnstödter Str. 15
W. Wrede, 4522 Coswig, Ackerstr. 24



Vignetten: Klaus Ensikat

BUCH FILM

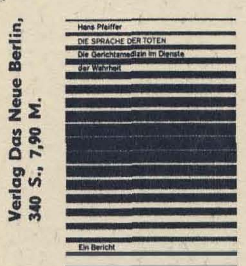


DMV, 1970, 352 Seiten mit 765 Fotos, 21,– M.

„Stärker als die reißenden Flüsse“

Vietnam in Geschichte und Gegenwart

Harry Thürk schuf gemeinsam mit bekannten Schriftstellern, Journalisten, Wissenschaftlern und Bildreportern aus eigenem Erleben einen Bild-Text-Band, dessen zentrales Thema der heldenmütige Kampf des vietnamesischen Volkes gegen die barbarische US-Aggression ist. Mit Darstellungen und Fotos zur Geschichte, Natur, über Bodenschätze, Kultur, Religion Vietnams usw. geht das Buch jedoch über den Rahmen einer einfachen Kriegschronik weit hinaus.



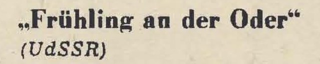
Verlag Das Neue Berlin, 340 S., 7,90 M.

Hans Pfeiffer: „Die Sprache der Toten“

Die Gerichtsmedizin im Dienste der Wahrheit

Dieses seriös aufgemachte Buch ist eine Sammlung von Kriminalfällen aus mehreren Jahrhunderten und vielen Ländern, gesehen unter einem bestimmten Aspekt: Welche Rolle spielt die Medizin, die Gerichtsmedizin, bei der Aufklärung unnatürlicher Todesfälle? Nicht nur ein geübter Krimileser weiß: Was sich als Unfall darstellt, kann getarnter Mord sein. Dann wieder sieht ein Selbstmord wie ein Mord aus, oder ein Unfall muß in seinen Ursachen entschlüsselt werden. Den Kriminalisten obliegt es, Schuldige zu überführen, unschuldig Verdächtige zu entlasten, und hierbei spielt die Gerichtsmedizin eine besondere und häufig entscheidende Rolle, denn: Tote können aussagen, man muß ihre Sprache nur verstehen.
Da speit plötzlich in einem Seefisch-Aquarium ein unlängst gefangener Hai einen menschlichen Arm aus, da liegt die Mumie eines vor 900 Jahren unnatürlich gestorbenen Papstes auf dem Untersuchungstisch, da ist zu erforschen, warum einem Mann fortwährend die Frauen wegsterben. Und so weiter. Kaum ein Todesfall, ohne daß Spezialisten dazu etwas sagen und – wenn erforderlich – den Kriminalisten wesentliche Fingerzeige liefern können. Es sind zum Teil hanebüchene Fälle ausgewählt, die auch robusten Lesern Gänsehaut über den Rücken jagen können, und es wird populär, überschaubar gegliedert, eine Menge informiert über einen wichtigen Bereich der Kriminalistik. Worin Krimiautoren schwelgen und Krimileser sich verlieren, dem wird hier unsensationell Raum gegeben – und man ist gepackt und hingerissen, weil die mitgeteilten Tatsachen für sich sprechen.

Claus



„Frühling an der Oder“

(UdSSR)

Die ehemals gräfliche Kalesche hat einen neuen Besitzer gefunden: Wassili Maximowitsch Tschochow, Hauptmann der Sowjetarmee. Er hat Befehl, sich unverzüglich zu seiner Einheit zu begeben, und da gerade kein anderes Fahrzeug aufzutreiben ist, nimmt er dieses. Mit ihm fahren an dem nebligen Wintermorgen des Jahres 1945 noch andere, und so zufällig diese „Reisegesellschaft“ sich auch zusammengefunden hat, so folgerichtig ist es, daß sie alle in die gleiche Richtung streben, der Oder zu, hinter der sie ihr Ziel wissen – Berlin, die Hauptstadt des faschistischen Deutschlands.
Viele Einzelschicksale erzählt dieser Film. Wir lernen den Gardemajor Lubenzow und die Ärztin Tanja Kolzowa kennen und erleben ihre noch von diesen letzten Tagen des Krieges bedrohte Liebe; den älteren Soldaten, der seine von den Faschisten nach Deutschland verschleppte Tochter sucht, und ebendiesen Hauptmann Tschochow. Sein Haß gegen die Faschisten ist maßlos. Sie ermordeten seine Familie; niemand erwartet ihn mehr zu Hause. Doch auch er begreift, daß die Mission seiner Armee eine höhere ist, als Rache zu nehmen. „Niemand vergißt die Bestialitäten des Faschismus. Aber wir gestatten keinem, das deutsche Volk dem Faschismus gleichzusetzen“, sagt ihm sein Vorgesetzter.
In diesem Jahr, da wir des 25. Jahrestages der Befreiung vom Faschismus gedenken, hat dieser Film, der nach dem gleichnamigen Roman Emanuel Kasakewitschs gedreht wurde, seine besondere Bedeutung.

Hdbr.





Nachforschungen über Herrn Ulianoff

Von Manfred Gebhardt

Hunderte Male war ich diesen Weg vom Brandenburger Tor zur Universität gegangen, und ich hatte mir längst abgewöhnt, auf Einzelheiten zu achten, auf die immer gleiche Reihenfolge der Häuser und Geschäfte. Diesmal aber sah ich die Stadt, die Straße mit Bedacht an. Diesen Weg, oder nahezu diesen Weg, mußte Wladimir Iljitsch Lenin benutzt haben, wenn er, von Moabit kommend, zur Königlichen Bibliothek ging.

Nach neuesten Nachforschungen war es der 5. August 1895, an dem der 25jährige Wladimir Iljitsch Uljanow aus der Schweiz kommend über Paris in Berlin eintraf.

Vor uns entsteht das Bild eines jungen Mannes – er ist nicht sehr groß, hat breite Schultern, ein bräunliches Gesicht, und auffallend ist nur die ungewöhnlich hohe Stirn, die in eine Glatze übergeht; er ist unauffällig gekleidet, gewöhnlich in einen dunklen Anzug mit einer dunklen Krawatte; die Reisemütze auf den Hinterkopf geschoben und den Mantel aufgeknöpft, eine Hand in der Hosentasche oder den einen Daumen im Westenausschnitt und die andere Hand zur Bekräftigung seiner Auffassungen benutzend, so wird er uns von Zeitgenossen geschildert, ein schlichter, bescheidener, rücksichtsvoller Mensch, zu dem man sofort Vertrauen hat; den Kopf mit dem rötlichen, gestutzten Spitzbärtchen hält er manchmal leicht zur Seite geneigt; ob er nachdenkt oder ob er die Menschen beobachtet? Er hat kluge, verschmitzte, gute und bewegliche Augen; manchmal zeigen sich Schalksfältchen um die Augen, mit heller, leicht schnarrender Stimme spricht er lebhaft und überzeugend.

Von verschiedenen illegalen marxistischen Zirkeln beauftragt, führte ihn seine erste Auslandsreise 1895 in die Schweiz und nach Paris, um Verbindung mit emigrierten russischen Marxisten aufzunehmen. Gleichzeitig wollte er sich mit der ausländischen Arbeiterbewegung bekannt machen und jene marxistische Literatur lesen, die in Rußland nicht zu bekommen war.

Im März hatte Lenin unter dem Vorwand, nach einer Lungenentzündung zur Kur fahren zu wollen, einen Auslandspaß erhalten. Im Herbst kam er für etwa sieben Wochen nach Berlin. Bei den Nachforschungen über diese Zeit helfen uns die Briefe an seine Mutter. Da er annehmen mußte, daß die zaristische Polizei seine Post kontrollieren würde, enthalten sie im wesentlichen nur unverfängliche persönliche Betrachtungen und Erlebnisse.

In seinem ersten uns bekannten Brief aus Berlin vom 10. August 1895 teilte er seine Berliner Adresse mit: Herrn W. Ulianoff, Berlin-Moabit, Flensburger 12II (bei Frau Kureick). *„Ich bin hier nicht schlecht untergekommen"*, schreibt er, *„es sind nur wenige Schritte zum Tiergarten (einem herrlichen Park, dem schönsten und größten von Berlin), zur Spree, in der ich täglich bade, und zur Stadtbahnstation. Die Bahn überquert hier die ganze Stadt (über den Straßen): alle 5 Minuten fährt ein Zug, so daß die Verbindung mit der ‚Stadt' (Moabit, wo ich wohne, gilt schon als Vorort) sehr bequem ist."*

Berlin übte in jenen Jahren auf die Revolutionäre aller Länder eine besondere Anziehungskraft aus. Fünf Jahre nach dem Sieg über Bismarcks Sozialistengesetz war die deutsche Sozialdemokratie die stärkste Arbeiterpartei der Welt, deren Erfahrungen für die junge, schnell wachsende revolutionäre Bewegung in Rußland von großem Wert waren. Hier lebten und wirkten August Bebel und Wilhelm Liebknecht. 25 Jahre nach dem 70er Krieg waren in Deutschland über 10 Millionen Arbeiter in Industrie und Handwerk beschäftigt. Das revolutionäre Proletariat der Großbetriebe trat in den politischen Auseinandersetzungen immer stärker in den Vordergrund.

Auch kulturell war Berlin damals schon eine interessante Stadt. Im Jahre 1895 erschien



Links sowie Seite 23 und 24: Im modernen Lesesaal der „Kommode". Oben: Die Außenfront mit dem Lenin-Fenster in der Mitte.

Fontanes berühmter Roman „Effi Briest", und ganz Berlin sprach von ihm. Der junge Gerhart Hauptmann machte von sich reden, und am 8. August 1895 erlebte Lenin Hauptmanns „Weber" im Deutschen Theater.
Dieses Stück, das die damals noch unbekannte Grafikerin Käthe Kollwitz zu ihren berühmten, zwei Jahre später entstandenen Zyklus „Ein Weberaufstand" anregte, hat auch den jungen Lenin so beeindruckt, daß er seiner Mutter davon schrieb. Vor seinem Besuch der Aufführung las er das Drama, denn er hatte noch Schwierigkeiten mit der deutschen Sprache. Besonders *„das Umgangsdeutsch"*, beklagt er sich, *„verstehe ich ungleich schlechter als das Französische. Die Deutschen haben eine so ungewohnte Aussprache, daß ich nicht einmal bei öffentlichen Reden die Wörter richtig verstehe ... Trotzdem verliere ich nicht den Mut und bedaure nur, daß ich für ein gründliches Sprachstudium zu wenig Zeit habe."*
Die Sprachschwierigkeiten können aber nur die Umgangssprache betroffen haben, denn Lenin hatte bereits in Petersburg das „Kommunistische Manifest" aus dem Deutschen ins Russische übersetzt.
... Vom Deutschen Theater folgen wir den Spuren Lenins über die Friedrichstraße in die Straße Unter den Linden zu jenem Ort, der zum eigentlichen Mittelpunkt seines Berliner Aufenthaltes wurde. In der ehemaligen Königlichen Bibliothek Unter den Linden 2, im Volksmund die „Kommode" genannt, ließ sich Lenin im August 1895 als Leser eintragen.
Das Haus, das im zweiten Weltkrieg zerstört und in jüngster Zeit wieder aufgebaut wurde, scheint auf besondere Weise mit Lenins Wirken in Berlin verbunden zu sein. *„Wer Lenin als Menschen verstehen, seinen Charakter begreifen möchte"*, schrieb Marietta Schaginian einmal, *„der muß sich über die Rolle der Bibliotheken in Lenins kompliziertem Leben klar werden. Sobald Lenin die Bibliothek betrat, geriet er in die geliebte Atmosphäre: Genauigkeit, System, Rauchverbot, reine Luft."*
Lenin hat in den bedeutendsten Bibliotheken innerhalb und außerhalb Rußlands gearbeitet, im Rumjanzew-Museum, der heutigen Lenin-Bibliothek in Moskau, in der öffentlichen Bibliothek in Petersburg, im Britischen Museum in London, in den Nationalbibliotheken in Paris und Wien, in Schweizer Bibliotheken und hier, im Zentrum von Berlin.
Mit leichtem Herzklopfen gehe ich die breite Treppe hinauf in den Lesesaal, der heute zur Sektion Marxismus-Leninismus der Humboldt-Universität gehört. In der Erinnerung an die Vergangenheit bekommen fast nebensächliche Dinge Gewicht: die Treppe, die Tür, der helle Raum mit den langen Tischreihen, über denen zu Lenins Zeit die Rohre für das Gaslicht entlangliefen. Auch der Lesesaal ist neu, in hellem Holz, mit zweckmäßigen, modernen Leuchten ausgestattet. Andere Tische stehen hier,

Das Deutsche Theater



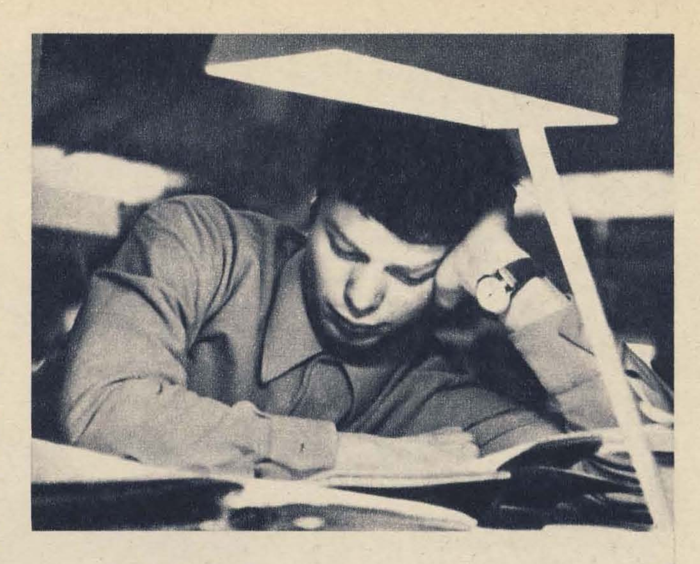
von der Decke kommt das Tageslicht herein. Und doch ist der Leser von 1895 hier auf vielfältige und seltsame Art gegenwärtig. An den Wänden stehen seine Bücher, in die Erkenntnisse einflossen, die er hier erwarb. Und da ist er selbst, auf einem Glasgemälde von Frank Glaser. Lebensgroß steht er neben Marx und Engels, umgeben von Bildern, die Stationen auf seinem Weg in Deutschland darstellen: Lenin beim Studium in der Bibliothek; in der Druckerei der „Iskra" in Leipzig-Probstheida; umgeben von Arbeitern; beim Gang durch München; beim Abschied vor der Rückkehr nach Rußland.

Auf welchen Platz mag der junge Lenin hier gesessen haben? Wir wissen nur, daß er am 15. und 16. 8., am 13., 14., 16. und 21. 9. 1895 hier Bücher entliehen hat.

Besonders aufschlußreich ist sein 36 Druckseiten umfassendes Konspekt zu dem Buch „Die heilige Familie" von Marx und Engels (Ausgabe 1845), das uns erhalten geblieben ist. Darin schrieb er: *„Es ist zu erkennen, was Marx schon beherrschte und wie er in einen neuen Gedankenkreis eindrang."* Höchst bedeutungsvoll fand Lenin besonders die These, daß die Massen, das Volk der wahre Schöpfer der Geschichte ist. Er bezeichnete sie als einen der tiefsten und wichtigsten Sätze des historischen Materialismus.

Von Friedrich Engels studierte der junge Lenin „Die preußische Militärfrage und die deutsche Arbeiterpartei", in dem Engels den Streit zwischen der reaktionären preußischen Regierung und der Bourgeoisie in der Frage der Heeresorganisation und die Stellung der Arbeiterklasse in dieser Auseinandersetzung behandelt.

Daneben befaßte sich Lenin besonders mit Büchern über die sozialökonomischen Verhältnisse und zur revolutionären Bewegung in Rußland. *„Mit Hilfe dieser Bücher"*, schrieb N. K. Krupskaja später, *„konnte er nicht nur ein so großes wichtiges Buch wie ‚Die Entwicklung des Kapitalismus in Rußland' schreiben, sondern er lernte gleichzeitig durch sie das damalige Leben der Arbeiter und Bauern ausgezeichnet kennen. Ohne das hätte aus ihm nicht jener Lenin werden können, den wir alle kennen."*



In Berlin hat Lenin offensichtlich auch viele Bücher gekauft. Er schreibt an seine Mutter: *„Zu meinem großen Schrecken sehe ich, daß ich schon wieder in finanziellen Schwierigkeiten bin: die ‚Versuchung', Bücher und dgl. mehr zu kaufen, ist so groß, daß der Teufel wissen mag, wo das Geld bleibt. Ich muß Dich wieder um eine ‚Beihilfe' bitten."*

Folgen wir seinen Spuren weiter. Wo soll man sie suchen, wo gibt es einen Hinweis? *„Ich fühle mich sehr wohl. Das regelmäßige Leben, das Baden usw. sowie die Befolgung der ärztlichen Anordnungen wirken sich offenbar aus . . . Ich studiere die Berliner Sitten und gewöhne mich an die deutsche Sprache . . . Überhaupt gefällt mir ein Bummel auf verschiedenen Volksfesten und Volksbelustigungen mehr als der Besuch von Museen, Theatern, Passagen und dergleichen mehr."*

Und am 7. September schreibt er: *„Hier herrscht eine schreckliche Hitze, wie wir sie den ganzen August nicht hatten . . . ich habe mich schon so eingelebt, daß ich mich fast wie zu Hause fühle."*

Bedauerlicherweise sagen Lenins Briefe so wenig über seine Beziehungen zu den Menschen aus, die er bei den abendlichen „Volksbelustigungen", in Arbeiterlokalen, an der Spree, im Tiergarten oder im Treptower Park traf. N. K. Krupskaja erwähnt in ihren „Erinnerungen", Lenin habe in Berlin Arbeiterversammlungen besucht. Doch nur von einer solchen Versammlung haben wir verläßliche Kunde.

. . . Unser Weg führt uns über den neuen Alexanderplatz, durch die Karl-Marx-Allee in die Frankfurter Allee bis zum Haus 102 an der Ecke Jessnerstraße. In diesem Haus, das frisch verputzt dennoch seine Bauzeit in den Gründerjahren kaum verleugnen kann mit der typischen stumpfen Ecke der Berliner Kneipeneingänge, nahm, wie eine Gedenktafel berichtet, Lenin im August 1895 an einer Arbeiterversammlung teil. Das Haus Frankfurter Allee 102 (damals 193) im Osten Berlins gehörte zu jener Zeit zum Wahlkreis Niederbarnim, der u. a. die heutigen Stadtbezirke Lichtenberg, Weißensee, Pankow und Reinickendorf (in Westberlin) umfaßte. Die Genossen dieses Kreises hatten Rosa Luxemburg mehrfach zu Parteitagen delegiert.

An jenem Abend, es soll ein Sonnabend gewesen sein, sprach ein sozialdemokratischer Reichstagsabgeordneter über

den Entwurf eines Agrarprogramms der SPD. Lenin wurde von W. Buchholz, dem Korrespondenten des „Vorwärts" für russische Fragen, begleitet, der sich, wie er später berichtete, auf dem Heimweg mit Lenin über den Vortrag unterhielt.

Ende August dachte Lenin bereits an die Abreise. In einem Brief an seine Mutter vom 29. 8. schreibt er: *„Ich habe nicht die Absicht, mich hier lange aufzuhalten: ‚Zu Besuch sein ist schön, aber zu Hause ist es schöner'."*

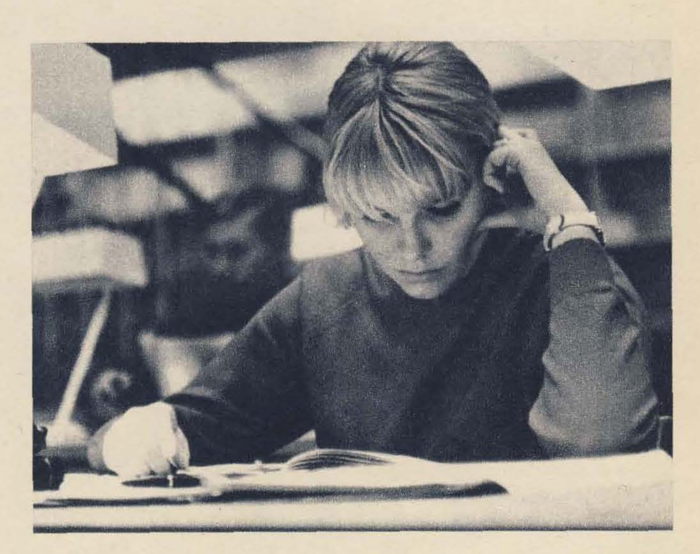
Aus dieser Zeit, die er noch blieb, wissen wir, daß Lenin mit Wilhelm Liebknecht zusammentraf, dem damaligen Chefredakteur des „Vorwärts". Plechanow, den er in der Schweiz getroffen hatte und der von Lenin begeistert war, schrieb am 14. September 1895 an Liebknecht: *„Mein werter Freund! Ich empfehle Ihnen einen unserer besten russischen Freunde. Er kehrt nach Rußland zurück, deshalb darf niemand von seinem Besuch in Charlottenburg erfahren. Er wird Ihnen von einer für uns außerordentlich wichtigen Angelegenheit berichten."* Es ist sicher, daß Lenin gemeint war. Kein anderes führendes Mitglied der revolutionären sozialdemokratischen Bewegung reiste in dieser Zeit von Berlin nach Rußland.

In den Monaten September bis November erschienen im „Vorwärts" eine Reihe Artikel über den Klassenkampf in Rußland, in denen Gedanken zum Ausdruck kamen, die Lenin in anderen Artikeln in der Zeitschrift „Rabotscheje Delo" („Arbeitersache") in ähnlicher Weise dargelegt hat. Nach der Verhaftung Lenins im Dezember 1895 hörten diese Beiträge in diesem Umfang und Charakter auf.

Leider wissen wir nichts Näheres über die Begegnung der beiden großen revolutionären Kämpfer. Hier hat die Zeit unseren Nachforschungen eine Grenze gesetzt. Doch es bleibt die Tatsache, daß Lenin im Herbst 1895 Mitarbeiter des „Vorwärts" war, was man wohl als Ehre für die deutsche Arbeiterbewegung betrachten darf.

Lenin, der Zeit seines Lebens eng mit der deutschen Arbeiterbewegung verbunden war, wie aus zahlreichen Schriften hervorgeht, (bis zu einem Beitrag über die Entwicklung der Arbeiterchöre in Deutschland, in dem gewiß ein Teil seiner Erlebnisse aus der Berliner Zeit einfloß) hätte sehr gern auch Friedrich Engels persönlich kennengelernt.

Während seines Aufenthaltes



in Berlin erhielt Lenin die Nachricht vom Tode Friedrich Engels. Sein Nachruf, den er im Herbst 1895 in Berlin schrieb, stellt das Beste in der Weltliteratur dar, was über das Leben und Wirken des Mitkämpfers von Karl Marx geschrieben wurde. Das Motto, das er diesem Beitrag voranstellte: *„Welch eine Leuchte der Vernunft ist nun erloschen, was für ein Herz hat aufgehört zu schlagen"* ist dem Gedicht des russischen Dichters Nekrassow „Dem Andenken Dobroljubows" entnommen.

Der junge, damals 25jährige Lenin, der Nekrassows Gedichte und Goethes „Faust" als einzige Bücher mit auf die lange Reise seiner späteren Emigration nahm, fand die klarsten, einfachsten und literarischsten Worte über Engels, der *„nach seinem Freunde Karl Marx, der 1883 starb, der bedeutendste Gelehrte und Lehrer des modernen Proletariats in der ganzen zivilisierten Welt war"*.

Zeit und Räume rücken zusammen. In diesem Jahr, in dem die fortschrittlichen Menschen der ganzen Welt den 100. Geburtstag Lenins und den 150. Geburtstag von Engels begehen, sind sie uns beide besonders nah ...

Ich bin wieder in der Straße Unter den Linden. Es ist schön zu denken, daß hier im Zentrum unserer Hauptstadt die bedeutendsten Geister der Menschheit gelebt haben. Gegenüber der Bibliothek, in der Lenin arbeitete, steht die Universität, in der der junge Marx studierte, und nur wenige Schritte von hier, in der Friedrichstraße, steht das Haus, in dem der junge Engels wohnte. Alles so dicht beieinander, so eng wie Karl Marx, Friedrich Engels und Wladimir Iljitsch Lenin in unserem Bewußtsein, in unseren Herzen zusammengehören.

... Mit einem Spezialkoffer, den ein sozialdemokratischer Buchbinder in der Mannsteinstraße 3 in Berlin für ihn mit einem doppelten Boden zum Transport illegaler Literatur anfertigte, reiste Lenin Mitte Sep-

tember 1895 nach Rußland zurück. Mehrmals ist Wladimir Iljitsch später nach Berlin gekommen. Doch waren seine Aufenthalte immer nur von kurzer Dauer, so daß uns nicht sehr viel davon bekannt ist.
So war er am 6. Januar 1908 auf der Durchreise von Schweden in die Schweiz mit N. K. Krupskaja, seiner Frau, bei Rosa Luxemburg in Berlin-Friedenau. Bei diesem Besuch hat er sich in einem Restaurant eine Fischvergiftung zugezogen, wie N. K. Krupskaja in ihren „Erinnerungen an Lenin" berichtet.
Das letzte Mal sah er Berlin auf seiner berühmt gewordenen Reise von Zürich nach Rußland im April 1917. Der Zug mit dem plombierten Waggon war auf dem Stettiner Bahnhof, dem heutigen Nordbahnhof, auf ein Abstellgleis geschoben worden, und erst nach mehrstündigem Aufenthalt konnte er am 12. April morgens 7.15 Uhr die Fahrt nach Saßnitz und weiter über Schweden nach Petersburg fortsetzen, wo er bei seiner Ankunft die berühmte Rede auf dem Panzerwagen hielt.
...Wenn wir heute mit Stolz sagen können, daß unsere sozialistische Deutsche Demokratische Republik Leninismus in Aktion ist, dann erinnern wir uns auch in Liebe und Verehrung des jungen 25jährigen Herrn W. Ulianoff, der vor 75 Jahren in unserer heutigen Hauptstadt für seinen weiteren Weg wichtige Wochen verlebte und der sich in Berlin *„fast wie zu Hause fühlte"*.



Demonstrationszug zur Erinnerung an Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg vor dem Haus Frankfurter Allee 102.





SPW modernster Bauart

Seit dem vergangenen Jahr gehört auch der neueste sowjetische Vollketten-SPW zur Standardausrüstung der Polnischen Armee. Das schwimmfähige Fahrzeug besitzt eine relativ kurze Kanone als Hauptbewaffnung, die mit einer Starteinrichtung für Panzerabwehrlenkraketen gekoppelt ist. Der Kampfraum des SPW ist KC B-sicher, die mot.Schützengruppe kann ihr Feuer sowohl aus dem geschlossenen Fahrzeug als auch bei geöffneten Luken führen.



„Ural" 375 K

Aus dem auch in der NVA eingesetzten sowjetischen 5-Mp-LKW „Ural" 375 D wurde eine neue Version mit der Typenbezeichnung 375K entwickelt. Das Fahrzeug ist vor allem für den Einsatz im hohen Norden vorgesehen. Zwei Kraftstoffbehälter mit einem Fassungsvermögen von insgesamt 420 l ermöglichen einen Fahrbereich von 875 km. Der LKW kann einen 10-t-Anhänger ziehen und erreicht ohne Anhängelast die Höchstgeschwindigkeit von 75 km/h.

Bulldozer PB-34

Tschechoslowakische Konstrukteure schufen auf der Basis des T-34 eine vielseitig einsetzbare Pioniermaschine, den Bulldozer PB-34. Auf das Fahrgestell des T-34 wurde die Kabine des TATRA 813 gesetzt. Am Bug befindet sich die Planiereinrichtung und am Heck Reißsporne. Alle Aggregate werden hydraulisch-mechanisch betrieben. Das Hydrauliksystem steht unter einem Druck von 90 · · · 160at.

JNA wird neu bewaffnet

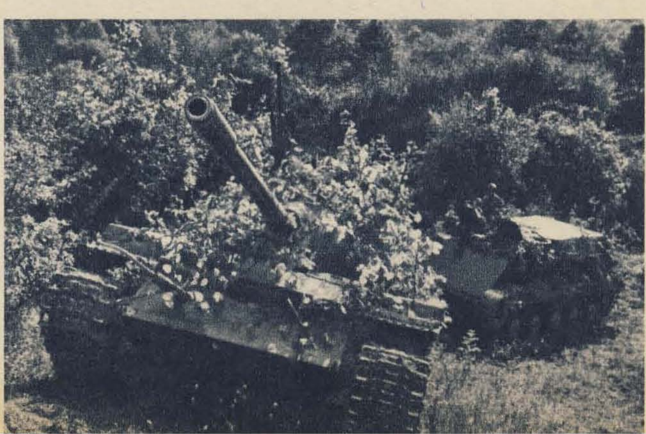
Die Jugoslawische Volksarmee (JNA) wird immer mehr mit moderner sowjetischer Militärtechnik ausgerüstet. Seit längerer Zeit nutzen die Landstreitkräfte – neben einigen modifizierten amerikanischen Typen – gepanzerte Gefechtsfahrzeuge sowjetischer Konstruktion. Die Luftstreitkräfte/Luftverteidigung erhielten MiG 21 und entsprechende Trainerflugzeuge sowie die bekannten Fla-Raketensysteme. Den Seestreitkräften wurden moderne sowjetische Raketen- und Torpedoschnellboote zugeführt.

▼



Italiens Streitkräfte

Italien unterhält Streitkräfte in einer Stärke von insgesamt 420 000 Mann. Davon entfallen 313 100 Mann auf die Landstreitkräfte. Die 42 400 Mann starke Marine verfügt über zehn raketenbestückte Schiffe – vier Kreuzer, sechs Zerstörer;



39 Fregatten und Korvetten, zehn U-Boote, 61 Minenräumboote, 12 Schnellboote sowie einige Transport- und Versorgungsschiffe. Die Luftstreitkräfte sind 64 500 Mann stark und in 14 Geschwader gegliedert, die 450 Kampfflugzeuge, vorwiegend der Typen F-104 G, F/RF-84 F, F-86 K und G-91 fliegen. Zu den Luftstreitkräften gehören ferner drei (Nike-Ajax – Nike-Herkules) Raketenverbände.

Synthetische Keime als Waffe

Westlichen Meldungen zufolge wollen die USA synthetische biologische Krankheitserreger erzeugen, die in der Natur nicht vorkommen und für die es demzufolge auch kein natürliches Gegengift gibt. Eine Immunität gegen solche Erreger ist ebenfalls nicht möglich. Diese neue „bakteriologische" Waffe soll in fünf bis zehn Jahren entwickelt sein.

Serienfertigung des „Marder"

Die Rheinischen Stahlwerke Essen sind mit der Herstellung des neuen westdeutschen SPW „Marder" beauftragt worden. Rheinstahl wird den SPW im Werk Kassel montieren. Die Panzerwannen werden im Werk Witten-Anne gefertigt. Die zum Krupp-Bereich gehörende Atlas-Mak Maschinenbau GmbH in Kiel beteiligt sich mit einem Unterauftrag an der Montage. Die gesamte Serie soll 1916 Stück umfassen.

Strahltrainer „Alpha Jet"

Westdeutschland und Frankreich wollen gemeinsam einen Strahltrainer produzieren, der mit zwei Triebwerken eine hohe Unterschallgeschwindigkeit erreichen soll. Die voraussichtliche Startmasse wird mit 4,5 t angegeben. Breguet und Dornier haben die Entwicklung übernommen.

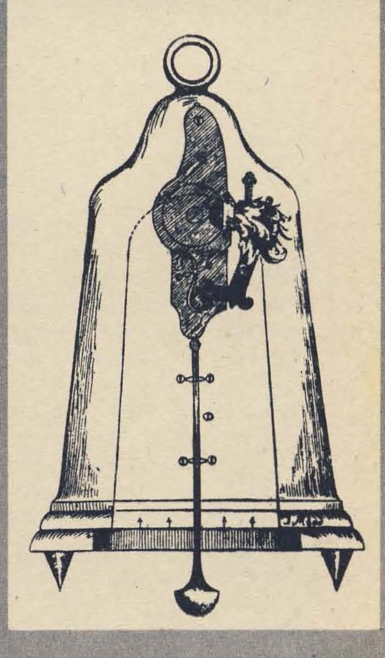


Festungsknacker Petarde

Zum Anfang des 16. Jahrhunderts tauchte, erst vereinzelt, bald aber durchgängig in den Heeren eine recht eigentümliche Feuerwaffe auf, die im übertragenen Sinne als Urform der modernen Spreng- und Minenwaffe anzusehen ist und dazu bestimmt war, Festungen zu knacken. Es handelt sich um die Petarde (franz.), die trotz unterschiedlicher äußerer Gestalt stets einem Ziel diente: mit einer relativ großen Sprengladung eine Bresche in die gegnerische Verteidigungsanlage zu schlagen. In jedem Falle bestand die Petarde aus einem meist gegossenen Metallkörper (Bronze, reines Kupfer oder andere Metalle, darunter auch Zinn), der zwischen 0,5 bis 100 kg Sprengstoff (je nach Größe des Feuerinstruments) aufnahm. Als günstigste Füllung gibt der Büchsenmacher Josef Furtenbach aus Augsburg 1643 – 100 Jahre nach Erscheinen dieses Feuermittels – Salpeter, Schwefel, Auripigmentum und Holzkohle an. Das Gemenge wurde mit in Branntwein gelöstem Kampfer besprüht und später körnig gemahlen. Nach der Füllung wurde die Petarde mit einem Brett geschlossen und fugendicht verwachst. Die gesamte Ladung befestigte man auf mit Eisenbändern verstärkten Brettern (sog. Matrilbretter), die später an die zu sprengenden Anlagen genagelt wurden.

Normale Schlösser gebräuchlicher Handfeuerwaffen (die Abbildung zeigt eine Glockenpetarde mit einem aus der Entfernung bedienbarem Luntenschloß) zündeten die Ladung.

Die Petarde wurde vom Petardier bedient, der zum Transport und zu Hilfsarbeiten einige Gesellen zugeteilt bekam. Er entschied über Größe



und Form der Petarde, über den günstigsten Angriffspunkt und brachte sie auch meist unter wütendem Feuer der Verteidiger an der gegnerischen Verteidigungsanlage an. Dementsprechend erhielten die Petardiere einen recht hohen Sold (Petardenmeister erhielten 1610 jährlich 240 Gulden, Feuerwerker – zum Vergleich – nur 96). Die Petardenhüllen konnten, vorausgesetzt, daß die Sprengung wie berechnet erfolgte, mehrfach benutzt werden. Spezielle schwimmfähige Seepetarden gelten noch heute als unbeholfene Vorfahren der Minen- und Torpedowaffe.

K. Krumsieg

Anekdoten



*Seit der alte General Zimmermann pensioniert ist, genießt er sein Leben auf wahrhaft raffinierte Weise. So oft es draußen stürmt oder schneit, muß ihn der Diener um vier Uhr früh wecken mit den Worten: „Herr General, Seine Exzellenz, der Herr Korpskommandant, ruft Sie." Dann erhebt sich der alte General Zimmermann im Bett und tut einen Blick durchs Fenster. „Was?" gröhlt er mit teuflischem Lachen, „der Herr Korpskommandant ruft mich? Ich, der pensionierte General Zimmermann, dem niemand nix zu befehlen hat, soll in den Regen hinaus? Sag du dem Herrn Korpskommandanten, er kann mich gern haben!"
Spricht's, legt sich auf's andere Ohr und schläft selig weiter.*



Der Ausdruck „Der hat sich verkrümelt" geht auf die Zeit der Einführung des Kommißbrotes unter Friedrich II. zurück. Ein Soldat wurde zum Brote holen geschickt. Vom Hunger geplagt, aß er auf dem Rückweg eines auf. Nach dem Verbleib des Zweipfünders gefragt, erklärte er: „Das hat sich verkrümelt."



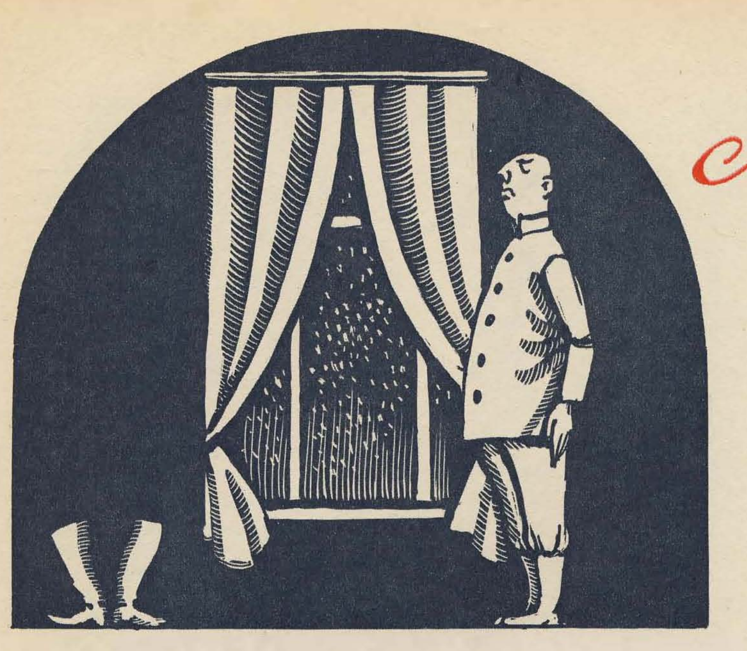
Leutnant von Pleskow fährt Erster Klasse von Garmisch nach Innsbruck und liest mit eingeklemmtem Monokel im jüngsten Roman des Freiherrn von Ompteda. Der Zug fährt in den Fragensteintunnel; es wird dunkel. Pleskow läßt Monokel und Roman sinken. Es wird hell. Pleskow klemmt das Monokel ein und hebt das Buch. Es wird dunkel. Pleskow läßt Monokel und Buch sinken. Es wird hell. Pleskow klemmt das Monokel ein und hebt das Buch. Es wird dunkel. Pleskow läßt Monokel und Buch sinken und murmelt: „Kinderei!"



*Der GI Mike Connell hat seine Militärzeit überstanden. Seine Frau holt ihn ab. Sie übernachten in einem Gasthof der Garnisonstadt. Gegen drei Uhr poltert ein Angeheiterter über den Flur. Der Exverteidiger greift schlaftrunken nach seiner Kleidung: „Dein Mann kommt."
Sie murmelt: „Quatsch. Der ist beim Militär."*



Ein Leutnant wird wegen seiner Wettleidenschaft zu einer anderen Einheit versetzt. Am ersten Abend im neuen Casino starrt er unentwegt auf den Stiefel des Obersten. „Wetten, Herr



Anekdoten

Illustration: Horst Bartsch

Oberst, daß Sie am rechten Fuß sechs Zehen haben?" spricht er schließlich.
„Unfug", erwidert der Vorgesetzte, nimmt auf fünf Flaschen Sekt an und legt Stiefel und Strumpf ab.
„Verloren", sagt der Leutnant und zahlt.
Am nächsten Morgen ruft der Oberst seinen Kollegen an und berichtet, daß er den Neuen gleich am ersten Abend reingelegt hat, erfährt jedoch zu seiner Bestürzung, daß der Leutnant bei seiner alten Einheit um zwanzig Flaschen Sekt wettete, der neue Oberst werde ihm zuliebe am ersten Abend Schuh und Strümpfe ausziehen.



Flugschau in den USA. Besichtigung und erster Flug im vollautomatischen Militär-Transportflugzeug. Die hohen Gäste haben Platz genommen. Ein Lautsprecher schaltet sich ein: „Bitte anschnallen. Bitte das Rauchen einstellen. Wir starten."
Die Motoren heulen auf. Die Maschine rollt an, hebt sich vom Boden, fliegt.
Nach fünf Minuten meldet sich wieder der Lautsprecher: „Wir fliegen vollautomatisch. Ihre Sicherheit ist gewährleistet. Alle Geräte an Bord sind tausendfach geprüft. Alles funktioniert ... funktio ... funktio ... funktio ..."



In einer Pension der kleinen Universitätsstadt schellt das Telefon. Eine Frauenstimme: „Mein Sohn hat vorige Woche bei Ihnen ein Zimmer bezogen. Er ist im ersten Semester. Bitte achten Sie ein wenig auf ihn! Er soll viel schlafen, von Anfang an arbeiten, nicht soviel trinken und nicht mit Mädchen herumziehen. Ich mache mir Sorgen. Er war noch nie von zu Hause weg, abgesehen von den zwei Jahren bei der Armee."



Ernst Jakob Renz erhielt zu seinem Titel „Kommissionsrat" auch einen Orden. Zur Verleihung erschien er vor Friedrich Wilhelm IV. „Ihr erster Orden?" fragte der König.
Der Zirkuschef strich sich über den kahlen Schädel: „Jawohl, Majestät. Bei uns Zivilisten erscheinen die Sterne erst, wenn der Mond aufgegangen ist."



Soldaten der Division Friant zeigten Kanonenfieber: „Mit sechs Sous Sold pro Tag habt ihr Angst?" schrie der General. „Ich habe fünfzigtausend Livres Rente. Vorwärts!"

Die aktuelle Umfrage

Kontaktschwierigkeiten?


s sitzt sich gut im Ratskeller zu Neuenhagen. Ein ordentliches (und preiswertes) Speisenangebot, freundliche Bedienung, auch gepflegte Getränke und separate Räume: „Auf Wunsch mit Barbetrieb.“ Und so empfiehlt er sich auf seiner Werbekarte nicht nur selbst für „Kompanieabende“, sondern ist auch zu empfehlen – sofern man überhaupt etwas von Kompanieabenden hält . . .

Die Soldaten tun's offensichtlich. Jedenfalls sprachen sich fast alle 173, die AR befragte, dafür aus. Warum auch nicht. Aber: Warum eigentlich? Zwei Drittel der um Auskunft Gebetenen führen mit dem Soldaten Wulf Stenzel ins Feld, daß (gemeinsam verbrachten) „sauren Wochen“ ab und an auch ein (gemeinsam gefeiertes) „frohes Fest“ folgen sollte. „Ein Abend, bei dem man gemütlich zusammen ist und sich ein bißchen vergnügen kann“, wie es Gefreiter Bodo Krüger nennt. Während also die meisten Genossen den Spaß an der Freude in den Vordergrund stellen, sehen andere hierin eine willkommene Gelegenheit, in „engeren Kontakt mit den Vorgesetzten zu kommen und mit ihnen auch mal außerdienstlich reden zu können, so von Mensch zu Mensch“ (Flieger Günther Häglein). „In der Kaserne heißt es ja nur immer ‚Zack, zack – und stehn!‘“, stellt Kanonier Winfried Süße fest. Gefreiter Richard Frank hat die gleiche Erfahrung gemacht: „Da geht's nur streng dienstlich zu, und die Vorgesetzten sieht man immer nur aus der Antreteordnung.“

Was mir bedenklich erscheint – und ganz gewiß nicht mit einem feucht-fröhlichen Kompanieabend ins echte Lot zu bringen. Ohne einer solchen (niveauvollen) kollektiven Veranstaltung eine gewisse kollektivfestigende Bedeutung absprechen zu wollen, meine ich jedoch, daß der Hebel woanders angesetzt werden muß: Im Dienstalltag. Und vom Kommandeur, der in seinem Kollektiv einen besonders verantwortungsvollen Platz hat. Ist er doch, wie Generalmajor H. Skerra betont, sowohl „Mitglied dieses Kollektivs und gleichzeitig Leiter; er ist sozialistischer Klassenbruder der Kollektivmitglieder und gleichzeitig ihr Vorgesetzter; er befiehlt ihnen die Aufgaben und erfüllt sie mit ihnen. Dabei darf er den Kontakt zu seinem Kollektiv – und mag es noch so groß sein – nicht verlieren, er muß stets bedacht sein, nicht über die Köpfe der Genossen hinwegzureden. Feinfühlig wie ein Seismograph spüren die Kollektive auch jedes Fehlverhalten und reagieren darauf.“

Siehe Soldat Bernd-Rüdiger Eichler. Obwohl beim Militär notwendigerweise viel strammgestanden wird, fühlt er sich mitunter „nur als Strammsteher“. Ein hartes Urteil. In diesem Extrem jedoch sehr selten zu finden. Allerdings hört man mitunter auch anderswo, daß – wie Unteroffizier Renzo Kirsch sich ausdrückt – „manchmal zuviel kommandiert und zuwenig kooperiert wird. Was meine ich damit? Eigentlich nur, daß man sich über gemeinsam zu lösende Aufgaben mehr mit den Soldaten berät. Konkret: Bei uns wurde eine neue Lehrklasse eingerichtet. Doch anstatt den Genossen das Projekt vorher zu erklären und auch ihre Meinung zu hören, kam eines Tages lediglich der Befehl: Von diesem oder jenem ist dieses oder jenes zu tun! Unser Genosse Daniel, ein Diplom-Ingenieur unseres Fachgebiets, hätte einiges beizusteuern gehabt – und keine schlechten Vorschläge, sondern Gedanken, die manches noch verbessert hätten. Aber der Kompaniechef hat ihn überhaupt nicht zu Wort kommen lassen. Zwar wird auch bei uns viel davon geredet, dem Soldaten Vertrauen und Verantwortung; zwar wird gesagt, daß jeder mitdenken soll. Aber die Taten sehen leider anders aus als die (großen) Worte. Das Ganze ist unter den Verhältnissen in unserer Einheit noch ein ‚heißes Eisen‘. Trotzdem, in der nächsten FDJ-Versammlung werde ich es mal anfassen . . .“



Das nenne ich recht getan, und auch den rechten Ort gewählt. Denn sozialistische Kampfkollektive werden schließlich nicht am Biertisch geschmiedet. Außerdem finde ich es bemerkenswert, daß die Kritik in diesem Fall — Unteroffizier! — aus dem Erzieherkollektiv selbst kommt und damit durchaus eine selbstkritische Haltung zum eigenen Wirken erkennen läßt. Oberstleutnant Gerd Breitenborn hält das für „außerordentlich wichtig, weil nur durch das ständige Überprüfen der eigenen Arbeit und das Messen des Erreichten an den künftigen Aufgaben der notwendige Vorlauf geschaffen werden kann, weil nur so herangereifte Probleme rechtzeitig erkannt und in Angriff genommen werden können". Hauptmann Helmut Einsam erinnert sich einer Situation in seiner Kompanie: „Das Signal kam aus der Parteigruppe. Bei einem Zugführer zeigte sich die Tendenz, für Fehler eines einzelnen Genossen das Kollektiv zu bestrafen. Das waren keine offiziellen Strafen, sondern so kleine Schüsse aus dem Hinterhalt, die den Soldaten aber oft härter treffen als eine ‚richtige' Strafe. Hatte einer die Norm nicht erfüllt, wurde der ganzen Bedienung der Ausgang gestrichen. Kam mal einer zu spät aus dem Urlaub zurück, hatte das Kollektiv darunter zu leiden. Na, und in dieser Preislage weiter. Wir haben sofort darauf reagiert: Untersuchung der Fälle, außerordentliche Beratung der Parteigruppe, Aussprache mit dem Zugführer. Darüber hinaus habe ich alle Vorgesetzten zusammengenommen und dort meinen Standpunkt dargelegt: Kollektivstrafen, in welcher Form auch immer, sind ein erzieherisch absolut untaugliches Mittel. Sie sind schäd-

lich, weil sie das Vertrauen untergraben und das Kollektiv schwächen. Deswegen sind sie ja auch zu Recht verboten. Durch dieses schnelle Reagieren haben wir bestimmten Anfängen gewehrt. Ich meine, das kann man nur, wenn man erstens selbst einen klaren, parteilichen Standpunkt zu den Dingen hat, und zweitens eine enge Verbindung zu den Soldaten. Oder man kann auch sagen: Wenn man das Ohr an der Masse hat."

„Gut – wenn man bloß nicht alle Nase lang in den Stab geholt würde", klagt Leutnant Uwe Penk. Major Jochen Zahl: „Mit Hilfe der Parteiorganisation haben wir eine Ordnung geschaffen, die den Kompanieoffizieren ein weitgehend störungsfreies Arbeiten und eine bessere Erziehungsarbeit erlaubt. Seitdem leiden weder die Soldaten noch ich unter ‚Kontaktschwierigkeiten'. Ich kann mich mehr um sie kümmern, und sie haben mehr Gelegenheit, mir ihre Probleme vorzutragen. Darüber sprechen wir dann gemeinsam – von Genosse zu Genosse."

Der auf hohem Roß sitzende und hochmütig über seine Soldaten hinwegblickende Kommandeur wie auf dem Stich aus dem 16. Jahrhundert ist historisch überlebt und bei uns passé. Die Vorgesetzten sind ebenso Arbeiter- und Bauernsöhne wie ihre Unterstellten. Das ist gewiß eine der wichtigsten Voraussetzungen für die klassenmäßigen Beziehungen, für das sozialistische Verhältnis zwischen Kommandeur und Soldat, auf dem unsere Stärke beruht. Aber es ist damit allein nicht getan. Der Vorgesetzte hat täglich und stündlich neu zu beweisen, daß er seinen Soldaten nicht nur schlechthin Kommandeur, sondern vor allem Klassenbruder, Kamerad und Kampfgenosse ist. Auch, weil „sich der Sozialismus" – wie Armeeegeneral Heinz Hoffmann hervorhebt – „in den Augen vieler Wehrpflichtiger in der Person ihrer Vorgesetzten verkörpert." Man darf nicht vergessen, erinnert der Minister, daß „besonders junge Menschen dazu neigen, von Einzelpersonen auf die Qualitäten der ganzen Staats- und Gesellschaftsordnung zu schließen".

So ist das Sozialismus-Bild des Stabsgefreiten Arno Staaks erheblich von Oberleutnant Rudi Haupert, seinem Kompaniechef, geprägt worden. Arno sagt über ihn: „Ich habe bisher keinen solchen Menschen kennengelernt wie ihn. Was er von uns verlangt, verlangt er zuerst von sich selbst. Er ist uns Vorbild in jeder Beziehung. Über politische Dinge kann man mit ihm reden wie mit einem Freund; selbst manche meiner ‚ketzerischen' Reden in der ersten Zeit hörte er sich geduldig an, konterte dann aber auch konsequent. Aber immer sachlich, nie verletzend. Er scheut sich auch nicht, zu uns auf die Stube zu kommen und mit uns zu debattieren. Früher hatte ich keine hohe Meinung von der Partei, eher das Gegenteil. In Oberleutnant Haupert habe ich einen Parteigenossen kennengelernt, dem man anmerkt, daß das Wort von den sozialistischen Beziehungen kein Schlagwort für ihn ist, sondern daß er danach lebt und seine Beziehungen zu den Soldaten wirklich sozialistisch gestaltet. Das hat mich letztlich auch bewogen, zu Ehren von Lenins 100. Geburtstag Kandidat der Partei zu werden."

Wenngleich die Mehrzahl der 173 befragten Genossen nicht über gestörte Beziehungen zwischen den Vorgesetzten und ihnen zu klagen haben, werden dennoch von verschiedenen Seiten verschiedene Fragen aufgeworfen: „Wenn mal einer von uns Neuen nicht richtig grüßt oder sonstwas falsch macht, wird das gleich an die große Glocke gehängt", berichtet Soldat Werner Holm. „Sicherlich, das muß auch gesagt werden. Aber warum sehen unser Zugführer und die meisten Gruppenführer auf der anderen Seite ‚großzügig' darüber hinweg, daß wir für die EK's, die sich hier nicht gerade als ‚Erfahrene Kämpfer' zeigen, die Aschenputtel sind und ihnen die Betten bauen und Dauer-Stubendienst machen müssen?" Andere Soldaten – wie Kanonier Alfred Husarzewsky und Willy Boikat – wenden sich gegen „den rüden Ton" mancher Unteroffiziere. Und Soldat Karlheinz Wrege bemängelt, daß sein Zugführer „wenig Neigung zeigt", mit den Soldaten „zu spechen und sich auch mal anzuhören, was sie bedrückt und wo sie Sorgen haben."

Das aber gehört gerade zu einer der wesentlichsten Eigenschaften jedes Kommandeurs: „Stets ein offenes Ohr für die Unterstellten zu haben, ihre Vorschläge und Ideen aufzugreifen und ihre schöpferischen Kräfte maximal zu entwickeln", betont Admiral Waldemar Verner. Nur „wer das Leben kennt, wer selbst zutiefst von der Gerechtigkeit des Sozialismus überzeugt ist, wem die Gedanken, Probleme und Sorgen der Armeeangehörigen nicht fremd sind, nur der wird immer das richtige Wort und den richtigen Ton finden, der wird nie Menschen abstoßen, sondern sie überzeugen." Es muß einigen wenigen Vorgesetzten noch einmal sehr deutlich gesagt werden, daß die Unterstellten nicht für sie da sind, sondern sie zuerst für ihre Unterstellten – was nicht mehr und nicht weniger heißt, als einander gebend und voneinander nehmend im sozialistischen Kampfkollektiv zu lernen, zu dienen und zu leben. Wo das im ganzen Sinngehalt des Wortes verwirklicht wird, gibt es keine Kontaktschwierigkeiten, wird auch der Biertisch nicht zum Auspacktisch all dessen, was sich im Dienstalltag an Problemen angehäuft hat. Womit nichts gegen einen niveauvollen Kompanieabend und gegen ein (gemeinsam gefeiertes) „frohes Fest" nach (gemeinsam verbrachten) „sauren Wochen" gesagt ist – im Ratskeller von Neuenhagen oder anderswo...

Karl Heinz Freitag



EPA heißt Einsatzpackung

„Der Dienstherr hat dem Soldaten eine ausreichende, qualitativ gute und ernährungsphysiologisch vollwertige Ernährung zur Verfügung zu stellen."

(Bundeswehr-Dienstvorschrift)

„EPA" heißt im Sprachgebrauch der Bundeswehr „Einsatzpackung" und bedeutet die Einmann-Ration für einen Einsatztag. Daß ihre Produzenten über eine enorme EPA-Pack-Erfahrung verfügen, wurde ihnen auf einer Ausstellung von Kampf- und Sonderrationen der NATO-Armeen bescheinigt. Futterneidisch gestanden die anderen NATO-Köche ein, die Kampfverpflegung der Bundeswehr hebe sich durch ihre „planvolle Geschlossenheit" von der ihrigen als „außerordentlich funktionsgerecht" ab.
Die gleichen Vorzüge zubilligen müssen wir aber auch jener geistigen Einsatzpackung nach der Rezeptur des „Traditionserlasses" vom Juli 1965, dessen Machart gewisse Ingredienzen der Goebbels-Küche nicht verleugnet. Was die Väter meist bedenkenlos aßen, bis Millionen von ihnen der Bissen im Hals steckenblieb, wird dem Bundeswehrsoldaten von heute serviert, nicht in der großen Kommißbrotkruste von 1939, sondern zum Beispiel nach dem Südfrucht-Werbeslogan: „Anapam ist neu und schmeckt neu"; man vergißt wirklich beinahe, daß es aus der selben Firma kommt, gemixt nach Paragraph I des „Traditionserlasses": „Traditionspflege ist Teil der soldatischen Erziehung. Sie erschließt den Zugang zu geschichtlichen Vorbildern, Erfahrungen und Symbolen; sie soll den Soldaten befähigen, den ihm in Gegenwart und Zukunft gestellten Auftrag besser zu verstehen und zu erfüllen."
Im Qualm des Aggressionsbrandes geräuchert ist die SS-Dauerwurst als bester Bestandteil der ideologischen Einsatzpackung immer zum Beispiel auf dem Speiseplan der 3. Kompanie des Panzergrenadierbataillons 242 Mitterhardthausen/Straubing. Dort klingen SS- und SA-

Lieder, und einer der Sangesbrüder berichtet: „Dazu ein Hinweis von Leutnant Ullrich: ‚Sind zwar alte SA-Lieder (‚Graue Kolonnen‘, ‚Wie einst in Polen und in Flandern und im heißen Wüstensand, stürmen wir Panzergrenadiere das fremde Land‘), aber jede Armee hat ihre Tradition, die es gilt, zu pflegen und zu erneuern.‘ Ähnlich äußerte sich auch Hauptmann Schäfer, der mit glänzenden Augen meinte, daß auch wir bald wieder Tradition an unsere Fahnen heften könnten.“

Bleiben wir gleich bei Räucherwaren. Laut Traditionserlaß Artikel 23 können Verbände, Schiffe und Unterkünfte der Bundeswehr nach Persönlichkeiten benannt werden, „die in Haltung und Leistung beispielhaft waren“. Wie wäre es da mit einem kräftigen Hindenburg-Schinken? Im norddeutschen Raum gibt es allein vier Kasernen, die den Namen jenes Mannes tragen, dem der erste Weltkrieg seinen eigenen Worten zufolge wie eine Badekur bekam und der 1933 im Auftrag der deutschen Monopolisten Hitler in den Sattel hob. Man hört es direkt glucksen: „Die Wohltat, die uns heiter stimmt.“ (Anzeige für den Kräuterlikör „Leibwächter“)

Vier mächtige Hindenburg-Schinken zwischen Neumünster und Munster, ein nicht unwesentlicher Bestandteil des antikommunistischen Freßpakets der Bundeswehr. Dazu noch eine Dose Kraftfleisch á la „Generaloberst von Fritsch“, bis 1938 Oberbefehlshaber des Nazi-Heeres, der gleich in vier Artilleriekasernen verewigt wurde. Für das passende Gewürz sorgt der Kolonial- und Hamburger Arbeiterschläger Lettow-Vorbeck, der in zwei Truppenunterkünften weiterlebt. Dazu die handliche Pfefferstreudose nach dem Modell Graf Waldersee, dem Leiter des kaiserlichen Expeditionskorps, das um die Jahrhundertwende chinesische Patrioten nach der Kaiser-Devise behandelte: „Pardon wird nicht gegeben, Gefangene werden nicht gemacht.“

Wie dieser Pfeffer heute noch wirkt, zeigt ein Bericht aus einer Münchner Panzergrenadierkompanie: „Mein Zugführer befiehlt uns in einem Zugunterricht folgendes: ‚Und wenn ihr dann in den feindlichen Schützengraben kommt und da liegt so ein Russensack und röchelt noch: ah, ah, ah . . . dann haltet ihr kurz rein; ratatatatat!‘ “

Ja, ja: „Ohne Bildung bleibt Tüchtigkeit blind.“ (Traditionserlaß Paragraph 18)

Schließlich fehlen natürlich in der vorwärtsstrategischen EPA auch landsmannschaftliche Spezialitäten nicht, z. B. nicht der Tilsiter Käse. In der „Ostpreußen“-Kaserne im hessischen Homberg an der Efze ist man darauf aus, ihn nach Möglichkeit am Ursprungsort genießen zu wollen.

Für Skeptische gedacht ist die LSD-Pille in der EPA. „In den Unterrichten hörte ich immer wieder vom ‚Einsatz eigener Atomwaffen.‘ Verwundert über diese Redewendung erkundigte ich mich und erhielt zur Antwort: ‚Sie können mir glauben, daß wir im Ernstfall Atomsprengköpfe haben werden. Die Trägersysteme besitzen wir ja schon, und die Heeresdienstvorschrift sieht das Atomschießen auch vor!‘ “ (Panzerartilleriebataillon 65 Stadt Allendorf).

Und was haben wir hier in der EPA? Aha, eine europäische Mischung, tiefbraun gefärbte SS-Pralinen des Inhalts, daß die SS ja die erste „Europäische Truppe“ überhaupt gewesen ist. Dieses „Verdienst“ ließ den Kommandierenden General des II. Korps (Ulm), General Thilo, zu gemeinsamen Feierstunden mit den Überresten der 6. SS-Gebirgsdivision schreiten. Und der Flensburger Oberstleutnant Stoves begrüßte ebenfalls offiziell das Traditionstreffen des 5. SS-Panzerregiments der Division „Wiking“, dies, so jubelt „Der (SS-)Freiwillige“, als „ehemaliger Offizier des 1. SS-Panzerregiments“. Eine echte europäische Mischung demnach, bedenkenlos zu genießen gemäß Gebrauchsanweisung Traditionserlaß, wonach Traditionspflege dann sinnvoll sei, wenn ein „sachlicher Zusammenhang“ Traditionsträger und Bundeswehrgarnison verbindet.

Und da haben wir ja auch noch den Fregattenkapitän Fried vom Referat Öffentlichkeitsarbeit des Bonner Kriegsministeriums. Er sorgt dafür, daß beim Öffnen der EPA der Schinkenhäger Wahlspruch Wirklichkeit wird: „Ihre Gäste kriegen blanke Augen.“ Fried sagt, warum's so ist: Man könne auf die Geschichte (des deutschen Militarismus) stolz sein, „trotz



Collagen: Klaus Arndt

„Erster Weltkrieg: 10 Millionen Tote, zweiter Weltkrieg: 50 Millionen Tote, dritter Weltkrieg . . .“



„Schon gehört, Kamerad, wie rein erst Minister Schmidt-Schnauze waschen kann?"

der drei Millionen vergaster Juden". Diese Portion Stolz gibt der Einsatzpackung erst die richtige „innere Geschlossenheit", da braucht der Traditionserlaß gar keinen Senf mehr dazugeben, wonach sich der Soldat des deutschen Militarismus nach vollbrachter Untat „trotzdem gelassen dem Urteil der Um- und Nachwelt stellen" kann.
Fehlt noch eine Labeflasche vom besten Schnez-Sprit, vielmehr vom „Geist der Kampfbataillone des zweiten Weltkrieges", den der Heeresinspekteur Schnez der Bundeswehr studien- und literweise eintrichtert. Beim Einzelkämpferlehrgang Seewiese bei Gemünden am Main scheint schon genug hinter die Binde gegossen worden zu sein, denn Lehrgruppenkommandeur Oberstleutnant Afheldt findet keinen Unterschied mehr zwischen der Disziplin von Naziwehrmacht und Bundeswehr.
Und welche Verdauungswinde läßt man nach ständigem Verzehr der ideologischen EPA wehen? „Der Feind wurde von unseren Ausbildern als ‚Ruskis', ‚Schlitzaugen', ‚Zitronenscheißer' tituliert" (4. Kompanie des Panzergrenadierbataillons 13 Northeim).
„Alte berühmte Fahnen erwecken in mir Ehrfurcht und auch Anerkennung derjenigen, die unter diesen Fahnen gekämpft haben" (Unteroffizier Uwe Rehbein in Springers „Welt am Sonntag").
„Ich glaube, der Wehrmacht gebührt unser aller Anerkennung" (Gefreiter Klaus Schellhauer, ebenda).
„Wir, die junge Generation der Bundeswehr, sind nicht ohne Vorbilder ... Unsere Väter sind unsere Vorbilder" (Gefreiter Horst Bardowicke, ebenda).
„Der ganze Streit um die Anerkennung der Ostzone ist überflüssig. Man kann die ganze Angelegenheit schnell dadurch bereinigen, daß man eine SS-Division hinüberschickt. Das würde das ganze Problem im Handumdrehen lösen" (Oberfeldwebel Hans Sorge, Panzergrenadierbataillon 163 Flensburg).
„Einer meiner Kameraden, Kompaniechef wie ich, erzählte mir einmal, seine Kompanie ginge begeistert mit ihm nach Vietnam" (Major Schrader, heute stellvertretender Kommandeur des Fernmeldebataillons 7 Lippstadt).
„Ob wir auch verderben, fragen danach nicht, siegen oder sterben, kennen nur die Pflicht" (Bundeswehrlied 1970).
So bekommt ihnen die Konzentratnahrung getreu der Rezeptur „Friß und marschier", die wohlportioniert verteilt wird, nicht ohne Geschmack am teuflischen Werk und voller Gaumenkitzel für einen jungen Menschen, der von Schule und Massenkommunikationsmitteln nichts anderes gewöhnt ist. Wie's kommt, so wird's gefressen. Oder sollte man nicht gescheiterweise vorher das große Kotzen kriegen?

Kurt Heinze



AR-Korrespondent Oberst Josef Schaulow, Sofia

Das ERSTE „Gefecht"

Das Übungsgelände empfing die Soldaten unfreundlich, mit Sturm und Frost. Wenn wenigstens richtiges Winterwetter gewesen wäre: Sonne und Schnee. Aber von Sonne gab es keine Spur, und Schnee lag so wenig, daß nur hier und da auf der nackten, gefrorenen Erde ein weißer Flicken zu sehen war. Der Wind schnitt unbarmherzig in die Gesichter, und immer wieder zogen die Männer ihre Handschuhe aus, um sich die Ohren zu reiben.

Als die Batterie von Major Lasarow den befohlenen Raum erreicht hatte, sah der Kommandeur sich um, betrachtete seine Soldaten, lächelte, um ihnen Mut zu machen, und rief nach dem Kommando zum Absitzen fröhlich:

„Die Erde hier hat auf uns gewartet! Los, Jungens!"

Diese Erde aber, vereist und zementhart, wollte sich ihnen nicht ergeben. Bei jedem Stoß sprangen die Spaten singend von ihr ab; aber unverdrossen gingen ihr die Männer zu Leibe. Einer zeigte seine blasenbedeckten Hände: „Seht bloß mal! Wie soll ich damit noch meine Lena streicheln."

Die Genossen lachten, und ein Unteroffizier meinte: „Über Lena sprechen wir noch – aber erst, wenn die Haubitzen in der Erde sind ..."

Als der Abend kam, hatten sie es tatsächlich geschafft, die Feuerstellungen waren fertig. Nun konnten sie an die eigenen „Behausungen" denken. Immerhin hatte die Batterie hier etliche Tage zuzubringen, ausgefüllt mit Übungen und mit Schießen. Für jene, die erst vor wenigen Monaten in die Kaserne eingezogen waren, würde dies die erste Erprobung unter den rauhen Bedingungen des Winterlagers sein. Die Geschützführer und die alten Soldaten wußten das wie die jungen; aber sie wußten auch, daß die Batterie hart erkämpften Wettbewerbsruhm zu verteidigen hatte.

Mit vereinten Anstrengungen waren die Unterstände in kurzer Zeit fertiggestellt, sogar schneller, als der Batteriechef erwartet hatte. Und da auch rechtzeitig von der Anhöhe, wo die Feldküche untergebracht war, eine Rauchfahne aufstieg, stand bald nichts mehr der verdienten Ruhe im Wege.

Doch die erste Nacht im Winterlager ist ungewohnt. Trotz ihrer Müdigkeit fanden viele der Soldaten lange keinen Schlaf und wälzten sich ruhelos auf ihren Strohlagern herum. ▶

Generalprobe – Erst wer den Schweiß geschmeckt hat, soll auch den Pulverqualm riechen.

Jetzt wird es ernst. Hoffentlich stimmen die Werte.





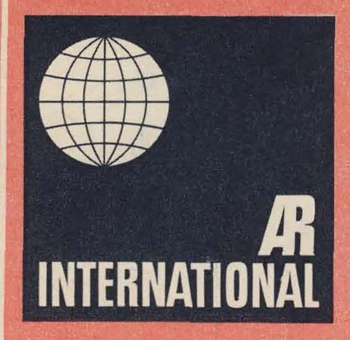
Am Morgen schneite es, heftig und in großen Flocken; so dicht, daß die Männer, als sie aus ihren Unterständen krochen, blinzelnd auf die Uhren schauten: Täuschten sie sich, oder war es noch Nacht?
Später wurde es ein wenig heller, aber zu schießen erlaubte der Kommandeur noch nicht. Den Vormittag verbrachten die Artilleristen mit Geschützexerzieren. Doch vor allem den Neuen fiel es schwer, sich zu konzentrieren. Das Warten auf den ersten scharfen Schuß zerrte an ihren Nerven. Auch am Nachmittag änderte sich nichts. Das Schneetreiben hörte erst am anderen Tag auf.
Nun war endlich die Reihe an den Richtkanonieren. Geschwind hantierten sie an den Richttrieben, während schon die Munitionskanoniere heransprangen. Verschlüsse klickten. Feuerbereitschaft.
Dann zerriß ein mächtiges Dröhnen die weiße Stille. Der erste Schuß, der zweite...
Wie liegen die Einschläge? Das war die einzige Frage, die die Männer jetzt bewegte.
Als Major Lasarow anschließend das Schießen einschätzte, stellte sich heraus, daß die Ergebnisse allgemein nicht schlecht waren, teils sogar ausgesprochen gut. Erfüllt hatten alle Bedienungen. Dennoch waren nicht alle zufrieden. Vor allem jene nicht, die auf ein „Sehr gut“ aus gewesen waren. Sie hatten sich doch so gründlich vorbereitet, mit so viel Eifer – aber wohl auch noch mit einer winzigen Spur Mißtrauen in die eigene Kraft, wenn auch uneingestanden. Zweifel jedoch macht unsicher. Der Kommandeur verstand, was in ihnen vorging, und er sagte:
„Nun, es war unser erstes, aber nicht unser letztes Schießen. Mal sehen, was wir bis zum nächsten schaffen.“
Wieder ging es ans Üben. Wieder schwenkten Geschützrohre, schwankten Antennen über den Sträuchern, und eine heisere Stimme wiederholte geduldig: „Hier ‚Bronja‘ – ‚Orel‘, wie hören Sie mich?“ Der Frost ließ die Hände der Artilleristen am Stahl kleben, die Augen aber brannten vom Schweiß. Einen der jungen Soldaten wollten die Kräfte verlassen, aber schon spürte er die Hilfe der Genossen: „Durchhalten! Keine Angst, wir sind ja auch noch da...“
Keiner gab auf, keiner ließ eine Granate in den Schnee fallen, kein Richten wurde verpatzt. Und da, als sich wiederum eine mondlose Nacht auf die Erde zu senken begann, riß ein Alarmsignal alle hoch – zum Nachtschießen. Das hieß: Die Stunde war gekommen, von der ihr Kommandeur gesprochen hatte; nun galt es zu zeigen, was „wir bis zum nächsten Schießen geschafft haben“.
Hurtig fuhren die Männer aus den Gräben. Die Geschütze schwenkten ihre Rohre den Hügel entlang, auf dem irgendwo die anzuvisierenden Ziele lagen. Den Schneesturm überschreiend, meldeten die Geschützführer Feuerbereitschaft.
„Feuer!“
Die Luft erzitterte, als ob der Himmel zerrisse. Die Ziele verschwanden so rasch, wie sie aufgetaucht waren. Es roch nach Pulver und nach heißem Öl, doch erschien dies den Soldaten als der schönste Geruch der Welt. Treffer! Treffer! Treffer! Diesmal schossen sie ausgezeichnet; so kurz die dafür verfügbare Zeit war, so groß war die Freude, die sie ihnen bescherte.
Eine Leuchtkugel stieg in den Himmel, weit weg niedergehend: Major Lasarow befahl Stellungswechsel. Im Nu verwaisten die Gräben. In Minutenschnelle hingen die Haubitzen hinter den Zugmitteln. Die Batterie setzte sich in Bewegung – über schneeverwehte Pfade und Wege, durch die Finsternis der Winternacht. Sturm und Frost wüteten und bissen wie am ersten Tag. Heute störte sich niemand daran.



„Orel“ hört mit „Fünnef“: Treffer!

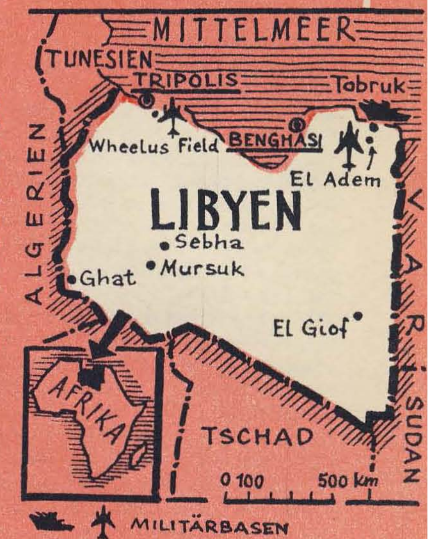
◀ „Na, Genossen, war das nun ein ‚Sehr gut‘?“ Wer gut schießt – dem soll es auch schmecken.





Truppenabzug aus Libyen

Dank des entschiedenen Auftretens des Revolutionsrates der Libyschen Arabischen Republik bei Verhandlungen mit der britischen Regierung, sah sich diese gezwungen, ihre bisherigen Militärstützpunkte bei Tobruk und El Adem im März dieses Jahres zu liquidieren. Zugleich setzte Libyen gegenüber den USA die Auflösung der größten amerikanischen Luftwaffenbasis außerhalb der Vereinigten Staaten, Wheelus Field, durch. Dieser Stützpunkt, zu dem auch ein NATO-Ubungsplatz gehörte, muß bis zum 30. Juni 1970 völlig geräumt sein. Er umfaßt ein Gelände von 1000 Hektar, mit 600 Gebäuden und 6500 Mann Personal. Die erste Etappe der Räumung hatte am 7. Januar mit der Einholung des Sternenbanners über dem Ubungsgelände Waltia begonnen, das seitdem von den libyschen Luftstreitkräften genutzt wird.

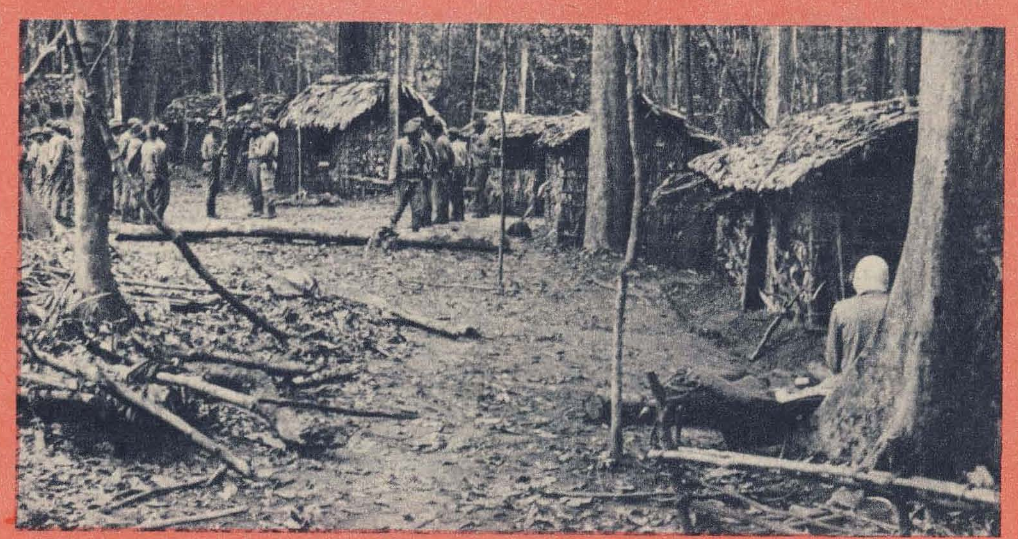


Karte: Archiv

Letztes Aufgebot?

Angesichts der eigenen Niederlagen sowie des zunehmenden Widerstandes gegen die Vietnamaggression in den USA selbst, bemüht sich das amerikanische Kriegsministerium zur Zeit angestrengt, die Kampffähigkeit der südvietnamesischen Marionettenarmee zu erhöhen. Es wurde eigens ein umfassendes Programm für die Umschulung südvietnamesischer Offiziere an amerikanischen Militärlehranstalten ausgearbeitet. Auch die Anzahl der auf USA-Militärstützpunkten ausgebildeten südvietnamesischen Offiziere hat sich 1969 annähernd verdreifacht.

Fliegerkräfte beispielsweise erhalten ihre Ausbildung im Staate Alabama, in Biloxje (Mississippi) und in England. Flottenoffiziere werden in den USA, auf Schiffen der 7. US-Flotte sowie im Korps der Marineinfanterie auf Guam und auf den Marianen geschult. Infanterielehrgänge höheren Typs wurden in den Staaten New Jersey und Virginia eingerichtet. Schließlich gibt es noch in jeder südvietnamesischen Division etwa 200 amerikanische Militärberater, die sich an Ort und Stelle mit der Ausbildung von Kadern der Marionettenarmee beschäftigen.



Nach fünf Jahrhunderten ausländischer Kolonialherrschaft entwickelten sich in Angola erstmalig Organe der Volksmacht, deren wichtigstes Instrument gegenwärtig die Befreiungsarmee ist. Im größten Teil des Landes besitzt diese bereits ihre Stützpunkte. Das Foto zeigt ein Urwald-Camp der angolesischen Freiheitskämpfer.



Seit 1964 existiert die Befreiungsfront Mozambiques (FRELIMO). Sie verfügt über 15 000 gut ausgebildete und gut bewaffnete Kämpfer (siehe auch Foto), die den Portugiesen bisher ein Fünftel Mozambiques entrissen haben.

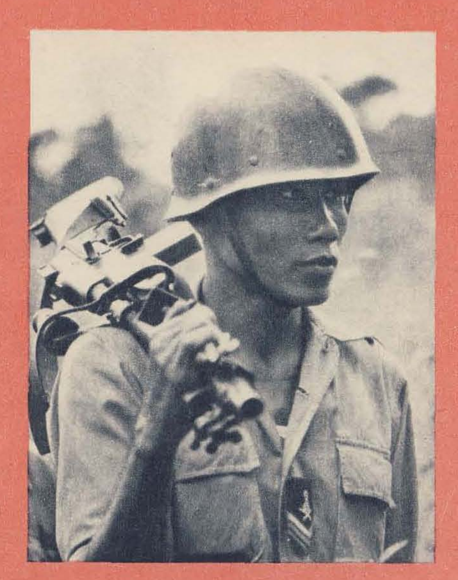
Aus unserem Jahrestagskalender:

8. Mai: 25. Jahrestag der Befreiung durch die Sowjetarmee

14. Mai: 15. Jahrestag des Abschlusses des Warschauer Vertrages

17. Mai: Tag der Wissenschaft in der Bulgarischen Volksarmee

28. Mai: Tag der sowjetischen Grenztruppen



Unteroffizier der kambodschanischen Armee an der Staatsgrenze zu Südvietnam, von wo aus jederzeit mit amerikanischen Überfällen zu rechnen ist.

Demokratische Tendenzen in lateinamerikanischen Armeen

Das Scheitern des Staatsstreichversuches vom 21. Oktober 1969 in Chile wird u. a. auf zunehmende patriotische Positionen innerhalb der Armee zurückgeführt. Ähnliche Tendenzen machten sich auch in Peru und Bolivien bemerkbar. Die in diesen – wie auch in anderen lateinamerikanischen Ländern – auftretenden Stimmungen gegen die USA sowie gegen die einheimischen Oligarchien beeinflussen merklich einen Teil der ansonsten traditionell konservativen Armeekreise. Es ist zu beobachten, daß sich vor allem unter den jüngeren Offizieren demokratische Auffassungen verbreiten.

USA provozieren Kambodscha

Wie gering die Vereinigten Staaten von Amerika Menschen- und Völkerrecht achten, beweisen sie unter anderem auch mit ihren Überfällen auf das neutrale Königreich Kambodscha. Seit 1962 verletzten sie über 8000 Mal die Grenzen Kambodschas, töteten dabei 300 Menschen und verletzten etwa 700. Durch das Versprühen von Giften richteten sie außerdem innerhalb von zwei Monaten des Jahres 1969 einen Schaden von über 12 Miiiionen Dollar an.

„Architektur" für Raumstationen

Von HEINZ MIELKE,
Vizepräsident
der Deutschen
Astronautischen
Gesellschaft

Im Programm der weiteren wissenschaftlichen Erforschung des Weltraumes wird zukünftig die Raumstation im Blickfeld der sowjetischen Experten stehen. Generalmajor Beregowoi betonte kürzlich, daß die sowjetischen Wissenschaftler bereits konkrete ingenieurtechnische Lösungen geschaffen haben, die solche Unternehmen wie den Bau von Kosmodromen und Observatorien im All und anderer Raumstationen ermöglichen. Schon jetzt arbeiten sie daran, ein möglichst hohes erdbezogenes Nutzäquivalent der für die Raumfahrtentwicklung aufgebrachten beträchtlichen Mittel zu erreichen. Entsprechend dem hohen Leistungsstand ihrer Raumfahrttechnik unternahmen sie mit den „Sojus"-Schiffen die ersten praktischen Schritte zum Bau von Raumstationen.

Ursprünglich – das heißt, aus den Vorstellungen der ersten Raumfahrttheoretiker (Ziolkowski, Noordung, Oberth u. a.) heraus – verbanden sich mit dem Projekt „Raumstation" vornehmlich zwei Anwendungsperspektiven. Zunächst stand ihre raumfahrttechnisch bedeutsame Rolle als Stützpunkt für die Montage großer bis extrem großer Raumflugsysteme sowie als „Umsteigebahnhof" für lunare und planetare Expeditionen fest. Weiterhin betrachtete man sie auch als Basis für außerirdische Observatorien zur astrophysikalischen Erforschung des Weltraums und fremder Himmelskörper. Ihre Lage außerhalb der Erdatmosphäre macht sie allen erdgebundenen Observatorien überlegen. Neuere Überlegungen führen dahin, daß sich Raumstationen nicht zuletzt für Laboratorien anbieten, worin unter den extremen Bedingungen des Weltraums (Hochvakuum, Tiefsttemperaturen, Schwerelosigkeit usw.) möglicherweise revolutionierende naturwissenschaftliche Forschungen und technologische Entwicklungen ausgeführt werden können.

Wie man aber in den letzten Jahren durch den Einsatz von unbemannten Spezialsatelliten immer klarer erkennen konnte, wird sich für Raumstationen noch ein weiteres Arbeitsgebiet ergeben, das in seinen erdbezogenen Nutzanwendungen kaum zu übertreffen ist. Es geht davon aus, die Erkundungsmittel der Weltraumforschung (optische Apparate, Sensoren und Meßgeräte) in breitem Umfang auf den Himmelskörper anzusetzen, der für den Menschen die größte Bedeutung hat, nämlich die Erde. Wie sich bereits gezeigt hat, wird die Erderkundung aus dem Weltraum in ihren vielfältigen Beziehungen zu gegenwärtigen und kommenden wirtschaftlichen sowie gesellschaftlichen Problemen eine wichtige Rolle spielen. Daraus wird verständlich, warum gerade die Sowjetunion auf diesem Wege vorangeht und so intensiv die raumfahrttechnischen Voraussetzungen dazu schafft.

In der Praxis gilt es zahlreiche technische und andere Probleme zu lösen, die den sehr vielschichtigen Anforderungen für eine solche Raumstation gerecht werden. Hierbei wird zwangsläufig eine mehr oder weniger ausgedehnte Phase experimenteller Erprobungen den weiteren Weg zu bahnen haben. Abgesehen von den raumflugtechnischen Problemen – denken wir nur an die Nutzmassekapazität der Trägerraketen oder anderer Zubringersysteme, an Verfahren der Rendezvous- und Montagetechnik – sind für die Konzeption und das Aussehen einer Raumstation noch viele andere Faktoren zu beachten. Dazu gehört vor allem das Arbeitsprogramm, das der Besatzung gestellt wird, die Zahl der Besatzungsmitglieder sowie die Dauer einer Einsatz-„Schicht" auf der Station.

Die ersten „architektonischen" Überlegungen beginnen schon in der Erprobungsphase. Hier haben bereits die jeweiligen prinzipiellen Vorstellungen von der zukünftigen Einsatzstation Einfluß. Geht man beispielsweise davon aus, sie aus einer variablen Vielzahl von gleichartigen Bauelementen in der Erdumlaufbahn zusammen-

Zeichnung: Hans Räde

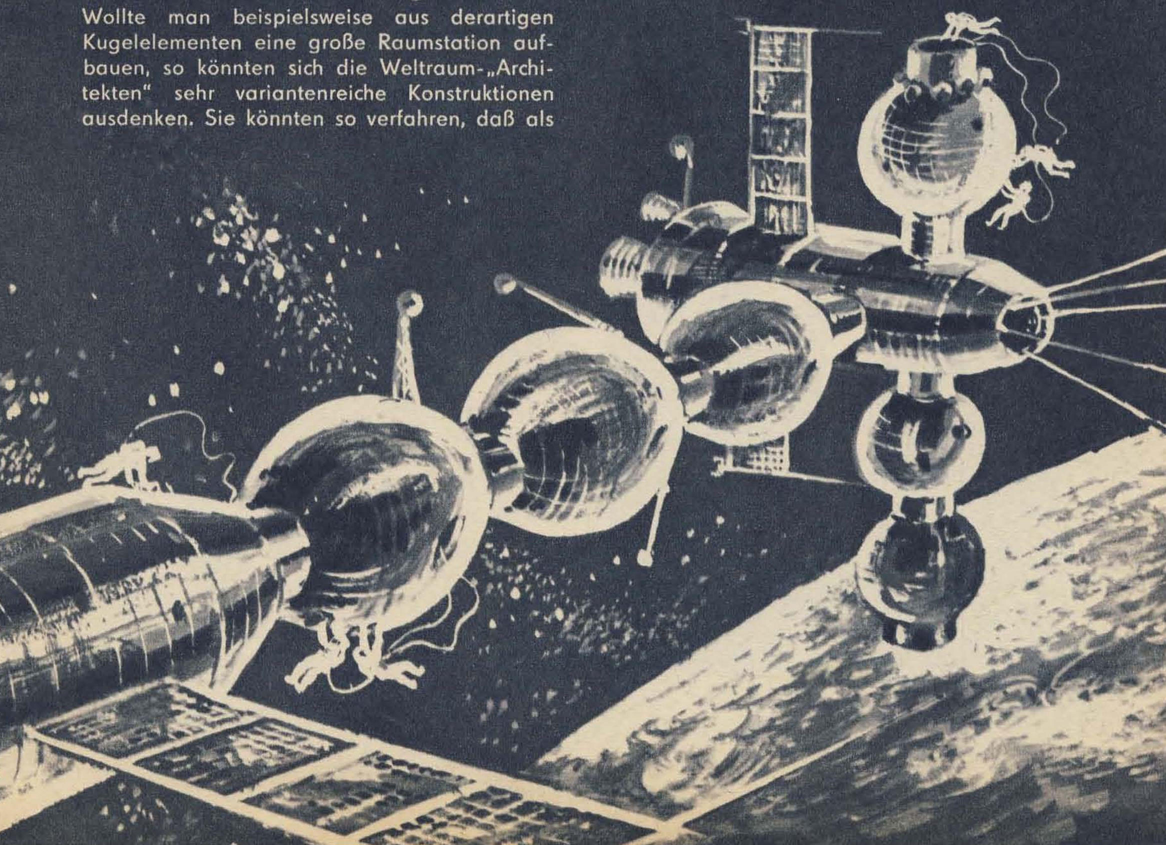
zusetzen, so wird man selbstverständlich von Anbeginn die jeweiligen Einzelheiten eines entsprechenden raumflugtechnischen Verfahrens erproben. Anders würde man vorgehen können, wenn die Station nur ein einzelner, aber demgemäß großer Körper wäre, der von einer einzigen Trägerrakete in eine Umlaufbahn gebracht wird. In diesem Falle würde nur noch ein Zubringer-Pendelverkehr Erde–Station–Erde für den Besatzungsaustausch und die Ausrüstung erforderlich sein. Allerdings sind die Möglichkeiten dieses Verfahrens durch die Nutzmassekapazität der verfügbaren Trägerraketen begrenzt.

Werden gleichartige Moduln verwendet, ergeben sich ganz allgemein so weitreichende Vorteile, daß nahezu alle neueren „architektonischen" Entwürfe von Raumstationen mit größeren Einsatzkapazitäten darauf aufbauen. Dabei wird im übrigen eine möglichst einfache äußere Form der Hauptbauelemente (Zylinder oder Kugel) durch die Transporttechnik der Zubringersysteme zwangsläufig vorgegeben.

Kugeln oder annähernd kugelförmige Bauelemente, wie sie beispielsweise schon bei den „Sojus"-Raumfahrzeugen als Orbitalsektionen verwendet wurden, sind insofern vorteilhafter als Zylinderstrukturen, da ihre Wandungsoberfläche bei gleichem Rauminhalt den kleinstmöglichen Wert erreicht. Außerdem bieten sie auch von der Festigkeit her beträchtliche Vorteile. Bei entsprechender Größe erweisen sie sich für den Innenausbau kaum noch nachteilig.

Wollte man beispielsweise aus derartigen Kugelelementen eine große Raumstation aufbauen, so könnten sich die Weltraum-„Architekten" sehr variantenreiche Konstruktionen ausdenken. Sie könnten so verfahren, daß als erstes ein Kugelkörper in die Umlaufbahn gebracht wird, der mehrere Kopplungseinrichtungen mit hermetisch schließenden Durchstiegsluken hat. An jede der Kopplungsmanschetten – maximal wären sechs in symmetrischer Anordnung möglich – könnte danach ein weiteres Kugelelement angesetzt werden. Je nach den besonderen Erfordernissen könnten die Kopplungsmanschetten auch als mehr oder weniger lange Zylinderstutzen ausgebildet sein, so daß die Kugelteile einen gewissen Abstand voneinander erhalten. Das zentrale Bauteil würde dann in jedem Fall die Verbindungsschleuse zwischen den anderen Kugelkörpern darstellen, welche in ihrer Ausrüstung den verschiedensten Zwecken angepaßt sein könnten. Der Zustieg in dieses System, das vielleicht auch nur aus vier kreuzförmig oder zwei diametral angekoppelten Kugelelementen besteht, wäre entweder durch eine freie Außenluke des Zentralkörpers oder durch eine gleichartige Luke eines der angebauten Teile möglich.

Wer auf diesem Wege weiterdenken will, kann natürlich auf der Grundlage eines der eben beschriebenen „Kernsysteme" durch weitere Anbauten die verschiedensten Raumstationsstrukturen entwerfen. Die so entstehenden „architektonischen" Lösungen dürften außerordentlich reizvoll sein. Auch würden sie keineswegs von den tatsächlichen Möglichkeiten abweichen, denn die Grundform haben ja schon die gekoppelten „Sojus"-Raumschiffe geliefert.





Ich muß vorausschicken, daß ich nicht den blassesten Schimmer von jener edlen Sammlerkunde besitze, die man gemeinhin mit dem Begriff Philatelie bezeichnet, und die von Millionen in aller Welt leidenschaftlich betrieben wird. Doch um Briefmarken ging es offensichtlich in diesem Falle, das heißt, eigentlich ging es um Herrn Koska.

Herr Koska war tot. Seit drei Tagen bereits, wie uns unser gerichtsmedizinischer Mitarbeiter versicherte. Volkmer und ich, mit den Ermittlungen beauftragt, schauten auf den Toten, der noch immer steif auf dem hochlehnigen, eichenen Stuhl saß, das Gesicht zur Decke gerichtet. Ein unangenehmer Anblick, dieses teigige Gesicht mit den schlaffen, herabhängenden Wangen und den anklagend weitaufgerissenen Augen ...

Der Fall lag klar. Mord! Gewaltsame Tötung durch Strangulation. Der Gerichtsmediziner und der Fotograf hatten ihre Arbeit beendet, wir warteten nur noch auf die beiden Kriminaltechniker, die in dem großen, mit Antiquitäten überladenen Zimmer auf Jagd nach verwertbaren Spuren waren. Dann begann unsere, Volkmers und meine Tätigkeit. Vorarbeit für die Genossen von der Untersuchungskommission der Bezirksbehörde.

Volkmer schlug vor, zunächst einmal den Hausmeister zu vernehmen, der in den Morgenstunden dieses wolkenverhangenen Apriltages das Kreisamt verständigt hatte, weil ihm aufgefallen war, daß Herr Koska schon seit drei Tagen nicht die Post und die Zeitungen aus seinem Briefkasten entnommen hatte.

Oswald Neidig, der Hausmeister, erwies sich als ein schmächtiges Männchen, dem man es nicht ansah, daß es bereits fünfundsechzig Lenze auf seinen nicht gerade athletischen Schultern trug. Von Neidig erfuhren wir in kürzester Zeit das Wesentliche über das Opfer, ohne viel zu fragen oder zeitraubende Recherchen anstellen zu müssen. Der Tote war fünfundfünfzig Jahre alt, seit zehn Jahren verwitwet. Einige Jahre nach dem Kriege hatte er die Konzession für eine Briefmarkenhandlung erworben, wegen gesetzwidriger Manipulationen wurde ihm dieselbe jedoch wieder entzogen. Seit mehreren Jahren lebte Koska von einer bescheidenen Invalidenrente, die er jedoch gar nicht für seinen Lebensunterhalt benötigte, wie uns der Hausmeister zu verstehen gab.

„Er hatte allerhand auf der hohen Kante, ja, und außerdem handelte er wahrscheinlich noch immer mit Marken. Manchmal ging es hier wie in einem Taubenschlag zu . . . Und nun auf einmal seit drei Tagen diese Ruhe. Deshalb wurde ich mißtrauisch . . .“

„Wann haben Sie Herrn Koska das letzte Mal vor seiner Ermordung gesehen?“ unterbrach Volkmer den Redefluß des Mannes, der uns erneut breit und ausführlich erzählen wollte, warum er das VPKA verständigt hatte.

Neidig blickte zur Zimmerdecke, als könne er dort oben die Antwort ablesen. „Vor drei Tagen, am Abend vor drei Tagen. Er kam mit Herrn Kücker – sie kennen doch Briefmarken-Kücker aus der August-Bebel-Straße!? – ja, und dann war da noch dieser Westdeutsche . . .“ „Welcher Westdeutsche?“ fragte Volkmer.

Hier stockte Neidigs Wortschwall. Bevor er uns weitere Informationen gab, beteuerte der Alte, daß er nicht zu jener Sorte von Menschen zähle, die den besten Nachbarn denunzieren. Herr Koska wäre schließlich immer sehr anständig und auch sehr spendabel zu ihm gewesen. Aber jetzt, wo der Herr Koska ja tot sei, könne es ihm ja sowieso nicht mehr schaden. Was Genaues wisse er zwar nicht, aber er vermute . . .

Die Vermutungen des Hausmeisters liefen dahinaus, daß der Tote einen schwunghaften illegalen Ost-West-Handel mit Briefmarken betrieben hätte. Etwa dreimal im Jahr wurde Herr Koska von einem Westdeutschen aufgesucht, der stets mit einem beigefarbenen Opel vor dem Hause vorfuhr. Koska behauptete zwar, dies wäre sein Neffe, aber er, Neidig, bezweifle das. Von Anfang an wäre er überzugt gewesen, dieser ‚Neffe‘ sei nichts anderes als ein Aufkäufer.

Aufschlußreich waren für uns Neidigs Beobachtungen an jenem Abend, an dem Koska erdrosselt wurde. Koska, der Briefmarkenhändler Kücker und der unbekannte Westdeutsche wären aus dem Opel gestiegen und hätten sich in die Wohnung des Toten begeben. Als der Hausmeister eine Stunde später einmal auf den Hof trat, hätte er aus dem in der ersten Etage liegenden Wohnzimmer des Toten einen heftigen Wortwechsel vernommen. Er, Neidig, hätte nichts verstanden, bis auf den einen laut ausgestoßenen Satz Koskas: „Achtzehntausend, das ist mein letztes Angebot!“

Wir bedankten uns bei dem Alten und entschlossen uns für eine Stipvisite bei dem Briefmarkenhändler Kücker, der ja eigentlich über dieses Streitgespräch unmittelbar vor dem Verbrechen Genaueres wissen müßte.

Mit der devoten Höflichkeit eines Handelsmannes alter Schule geleitete uns Herr Kücker, ein großer, wohlbeleibter Mann, in sein Allerheiligstes hinter dem Laden. Er gab sofort zu, eine wertvolle Sammlung Koskas taxiert zu haben. Auch die Anwesenheit eines Herrn Vogel aus Düsseldorf während dieser Schätzung bestritt er nicht. Mit aalglatter Höflichkeit widersetzte sich Kücker jedoch unserer naheliegenden Hypothese, daß er Koska bei dem Verkauf der wertvollen Marken an diesen mysteriösen Herrn Vogel behilflich gewesen wäre.

„Aber, meine Herren“, Kücker verzog sein Gesicht zu einem verbindlichen Lächeln, „glauben Sie wirklich allen Ernstes, ich würde mich zu so etwas verleiten lassen? Glauben Sie mir, bei meiner Ehre als unbescholtener Geschäftsmann . . .“

Kücker verstand sein Metier. Es würde schwerfallen, ihm etwas Ungesetzliches nachzuweisen. Trotzdem entschied sich Volkmer dafür, den Händler mit in die Wohnung des Toten zu nehmen. Kücker, der offensichtlich annahm, daß es sich nur um einen Diebstahl oder um eine geplatzte Spekulation handelte, zeigte sich sofort bereit mitzukommen. Auch wähend der Fahrt weihten wir Kücker nicht ein, was ihn erwartete.

Ich beobachtete den Händler aufmerksam, als wir Koskas Wohnzimmer betraten. Sein Fuß stockte, und er zuckte unmerklich zusammen, als er den Toten gewahrte. Das war die einzige Reaktion. Etwas irritiert schaute er mich an. Anscheinend wollte er etwas sagen; aber er schwieg.

Volkmer fragte den Händler, ob er wisse, wo Koska die wertvolle Sammlung aufbewahrt habe. Kücker zeigte auf ein altmodisches Vertiko. „Im obersten Schubfach links. Es ist eine weinrote Albumdecke. Eine Europa-Sammlung mit einigen gesuchten Raritäten, Katalogwert etwa fünfzehntausend, die aber auf einer Auktion durchaus achtzehn- bis zwanzigtausend bringen könnte. Herr Koska bestand unbedingt darauf, die Sammlung vollständig zu veräußern . . .“

„Ich denke, während Ihrer Unterhaltung an jenem Abend wurde nicht über den Verkauf der Marken gesprochen?“ fuhr Volkmer dem Händler ins Wort.

Kückers Antwort kam ohne Zögern. „Daß Herr Koska die Sammlung zu verkaufen beabsichtigte, weiß ich schon länger. Nur über den Käufer . . .“ Der Händler hob bedauernd die Schultern und ließ sie wieder sinken.

Aus irgendwelchen Gründen vermied es Volkmer, dem Händler etwas von dem durch den Hausmeister belauschten Gespräch zu erzählen. Auf dem Schreibtisch lag das Schlüsselbund des

Toten. Nach flüchtigem Überprüfen des Schlosses öffnete Volkmer das Schubfach des Vertikos. Verblüfft sahen wir uns an. Das von Kücker erwähnte Album befand sich in der Lade! Was sollten wir davon halten? Hatte es Koskas Mörder doch nicht auf die wertvollen Marken abgesehen?
„Ich glaube doch", sagte Kücker, „denn außer dieser Europa-Sammlung besaß Herr Koska noch weitaus kostbarere Raritäten, die sich in einem blauen Album befanden. Speziell nur deutsche Marken, die auch drüben in Westdeutschland einen enormen Wert haben. Zum Beispiel die kompletten Westberlin-Ausgaben von 1948 bis 1953, die allein schon einen Wert von etwa sechstausend Mark nach dem westdeutschen ‚Michel'-Katalog verkörpern, dann verschiedene Blocks aus der deutschen Kolonialzeit, die gesamten Ausgaben der Nazizeit, die berühmten und raren Teppichmustermarken aus dem Jahre 1948 . . ."
„Und wissen Sie, wo Herr Koska dieses blaue Album aufbewahrte?" unterbrach Volkmer die Aufzählung des Händlers.
Kücker schüttelte den Kopf. „Nein, ich sagte Ihnen doch, an jenem Abend vor drei Tagen ging es lediglich um die Europamarken . . ."
Ohne jeden Zweifel, Koskas Mörder hatte es allem Anschein nach auf die von Kücker erwähnten Deutschland-Raritäten abgesehen! Obwohl wir alle Räume von Koskas Wohnung eingehend absuchten, das blaue Album fand sich nicht.
Welche Rolle auch immer Kücker beim geplanten Verkauf der Marken gespielt haben mochte, mit dem Mord hatte er anscheinend nichts zu tun. So begnügten wir uns noch mit einigen Fragen und ließen ihn wieder laufen.
Nach dem Abtransport der Leiche und der Versiegelung der Wohnung kehrten wir zurück ins Amt. Dort aber überraschten uns die Genossen vom KTI bald darauf mit dem Ergebnis ihrer Untersuchungen, ein Ergebnis, das uns in das alte Mietshaus zurückkehren ließ. Sie hatten an der Kleidung des Toten typischen Dachbodenstaub gefunden.
Dank der verblüffend genauen Analyse unserer Kriminaltechniker brauchten wir nicht lange herumzuforschen. Schon nach oberflächlichem Suchen entdeckten wir es: das blaue Album, Koskas kostbare Raritäten. Wohlerhalten, unversehrt, unter einem alten verstaubten, mit Haushaltsgerümpel gefüllten Wäschekorb, der dort wohl schon eine Ewigkeit sein Dasein fristete. Auf dem Dachboden des Mietshauses.
Und wieder bekamen die Genossen von der Kriminaltechnik Arbeit. Jedoch, sie fanden keine verwertbaren Indizien. Weder Fingerabdrücke auf dem Album noch brauchbare Fußspuren auf dem Boden hatten die Täter hinterlassen. Wer aber war es, und warum hatte er ausgerechnet hier oben den wertvollen Raub versteckt? Auf jeden Fall, Koskas Mörder mußte mit den Örtlichkeiten des Hauses gut vertraut sein. War es ein Bewohner des Hauses, der Hausmeister etwa selbst? Unser Hauptverdacht richtete sich nunmehr zwangsläufig auf Oswald Neidig. Der Alte hatte selbst zugegeben, daß er sehr intim mit dem Opfer war, daß er in Koskas Wohnung täglich ein- und ausging. Doch es hatte wenig Sinn herumzurätseln, sich in Vermutungen zu ergehen.
Volkmer schlug vor, den Fundort auf unauffällige Weise zu überwachen, so daß kein Bewohner des Hauses Verdacht schöpfen oder etwas bemerken würde. Glücklicherweise ging das ohne Schwierigkeiten. Über das flache Dach des Nachbarhauses gelangten unsere Leute durch eine Luke auf den Boden, auf dem es eine Vielzahl von Möglichkeiten gab, sich zu verbergen. Früher oder später mußte Koskas Mörder ja auftauchen, um seinen Raub in Sicherheit zu bringen. Früher oder später . . .

■

Es war dunkel, stockdunkel. Nur die grauen Dämmervierecke der Dachluken ließen die hölzernen Sparren und Pfeiler in fast nur erahnbaren Umrissen aus der gähnenden Finsternis heraustreten.
Feucht und kalt war es hier oben, und der Aprilwind pfiff unangenehm durch die nicht mehr allzufesten Ziegel. Volkmer hatte wirklich Humor, einen sonnigen Humor und Optimismus. Die achte Nacht warteten wir jetzt. Fast die gesamte Abteilung hatte Volkmer für die Überwachungsaktion aufgeboten. In ständigem Wechsel hielten zwei Genossen den Fundort im Auge. Bisher vergeblich. Hatte Koskas Mörder Verdacht geschöpft?
Zweiundzwanzig Uhr. Die dritte Stunde, die ich nun schon wieder mit Volkmer ausharre. Da — von der Bodentür her, ein dumpfes Tappen! Schritte auf der Bodentreppe, langsame, bedächtige Schritte! Jetzt, um diese Zeit!? Hatte Volkmer mit seiner Beharrlichkeit doch recht oder war es nur irgendein Hausbewohner, der etwas aus seinem Verschlag holen wollte? Die Bodentür knarrte auf. Für eine kurze Zeitspanne legte sich ein schmaler Lichtstreifen in den Raum, dann war es wieder dunkel. Nur ein schlurfendes Geräusch, kaum vernehmbar.
Der Unbekannte schien sich hier oben auszukennen. Er vermied es, Licht zu machen. Rascheln von Papier. Irgendetwas polterte zu Boden. Ein unterdrückter Fluch.
Stille.
Nur die Nerven behalten, keine Sekunde zu früh!
Metall schlägt an Metall — und plötzlich legt sich das blendende Licht von Volkmers Handscheinwerfer auf den gebückten Mann vor dem Wäschekorb. Der richtet sich hoch, hebt vor dem grellen Strahl den rechten Arm schützend über die Augen. Der Mann ist von großer, korpulenter Statur, und unter der Linken hält er einen dicken Band geklemmt.
Das blaue Album! Koskas Raritäten!
„Es tut mir leid, Herr Kücker, aber aus Ihrem schönen Plan wird leider nichts!" sagt Volkmer. Der Händler leistet keinen Widerstand, als wir ihn nach unten führen. Schweigend läßt er alles über sich ergehen. Auch später, als wir ihn in

unserem Wagen zum Kreisamt bringen, sagt er kein Wort.
Doch schon während der ersten Vernehmung gesteht er, Koska getötet zu haben. „Ich war wütend über die dumme Starrköpfigkeit des alten Esels!“ flüstert er. „Vogel bot ihm vierzigtausend in West. Hören Sie, vierzigtausend! Und Koska sagte immer wieder nein! Dabei hat er nicht Kind und Kegel... Und ich bin Vierundsechzig. Vierzigtausend, mein Gott, damit hätte ich drüben einen herrlichen Lebensabend verbringen können!“
„Ihren Lebensabend werden Sie wohl jetzt bei uns verbringen müssen“, sagt Volkmer und blickt ungerührt auf den Mann, der bleich und

Auf dem Treppenflur vernahmen Sie Schritte, war es so?“
Kücker bestätigte das mit einem apathischen Kopfnicken.
„Aus Angst, gesehen zu werden, flüchteten Sie nach oben auf den Dachboden, verbargen dort das Album. Nachdem Sie sich vergewissert hatten, daß auf dem Flur wieder Ruhe eingetreten war, schlichen Sie nach unten. Dabei bemerkten Sie wohl, daß sich Koskas Schlüsselbund in Ihrer Tasche befand. Sie kehrten noch einmal in die Wohnung Ihres Opfers zurück, legten das Bund auf den Schreibtisch. Vielleicht wollten Sie sich auch nur noch einmal vergewissern, ob Sie keine Spuren hinterlassen hatten.

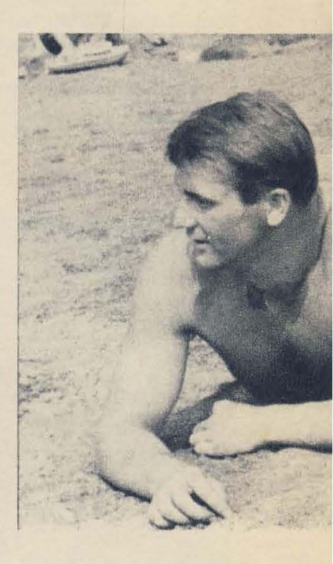


Illustrationen: Wolfgang Würfel

schlaff im Sessel hockt. Doch bevor er in die Haftzelle abgeführt wird, hat Kücker noch eine Frage.
Warum wir ihm ausgerechnet dort oben auf dem Dachboden aufgelauert hätten?
„Das kann ich Ihnen genau erklären, weil sich das für uns aus ganz logischen Kombinationen ergab“, entgegnete Volkmer. „An jenem Abend, als Sie Koska wegen des Verkaufs noch einmal zureden wollten, war es für Sie ein Leichtes, den Ahnungslosen hinterrücks zu erdrosseln. Nachdem Sie Koska stranguliert hatten, stürzte dieser offenbar vom Stuhl. Sie öffneten die Schublade, rissen das Album an sich, wollten Hals über Kopf die Wohnung Ihres Opfers und das Haus verlassen. Dabei wurden Sie gestört.

Dabei störte Sie aus irgendeinem Grunde der Tote auf dem Fußboden. Sie zerrten Koska hoch, setzten ihn auf den Stuhl, ja, und dabei waren Sie etwas unvorsichtig, Kücker. An Ihren Kleidern haftete Staub. Dieser hatte die spezifischen Eigenschaften des Dachbodenstaubes, das fanden unsere Experten sehr bald heraus. Daraus zogen wir gewisse Schlußfolgeungen, durchsuchten den Boden und fanden das Album. Nun brauchten wir nur noch auf den Mann zu warten, der aus grenzenloser Habgier zum Mörder geworden war. Und der Mörder kam...“
Kücker schlug die Augen nieder, in den Mundwinkeln des fülligen Gesichtes zuckte es. „Abführen!“ befahl Volkmer.

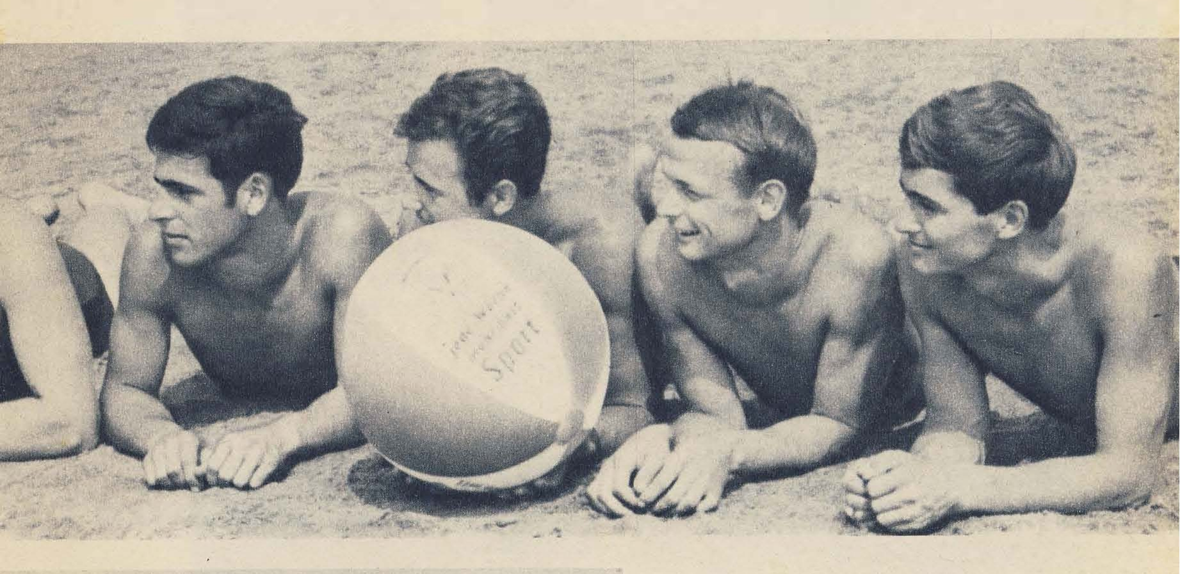
Ablen

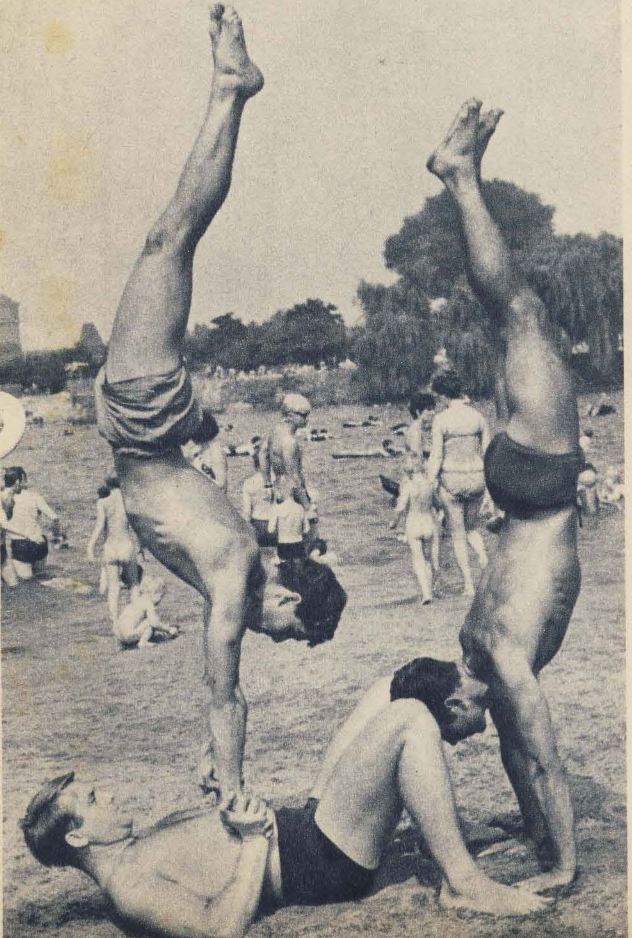




ungsmanöver"

Ganz vertieft in die Lektüre
sitzt die blonde Leserin.
Vis-à-vis fünf junge Stiere
schnauben leise vor sich hin.







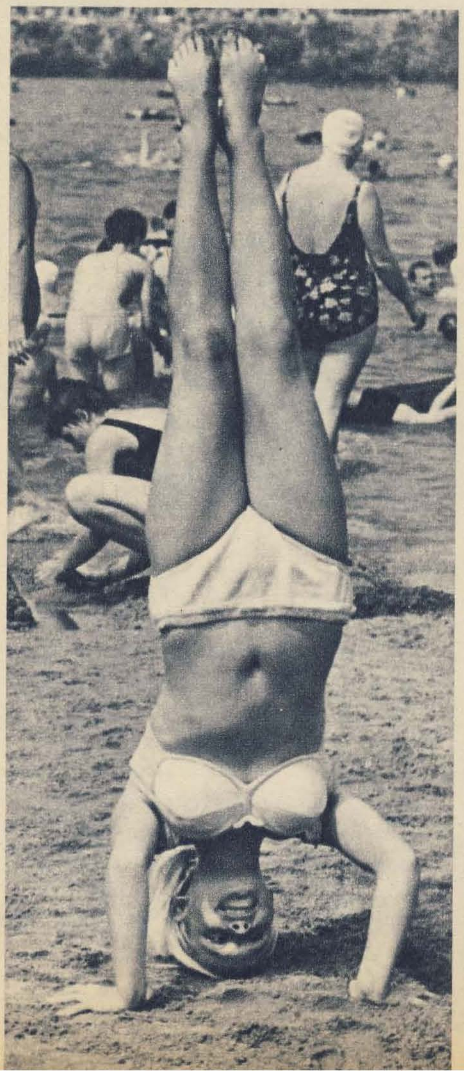
Wie kann man ihr imponieren?
Witzig, weise, lieb, salopp?
Soll man Bertolt Brecht zitieren,
oder steht man lieber Kopp?

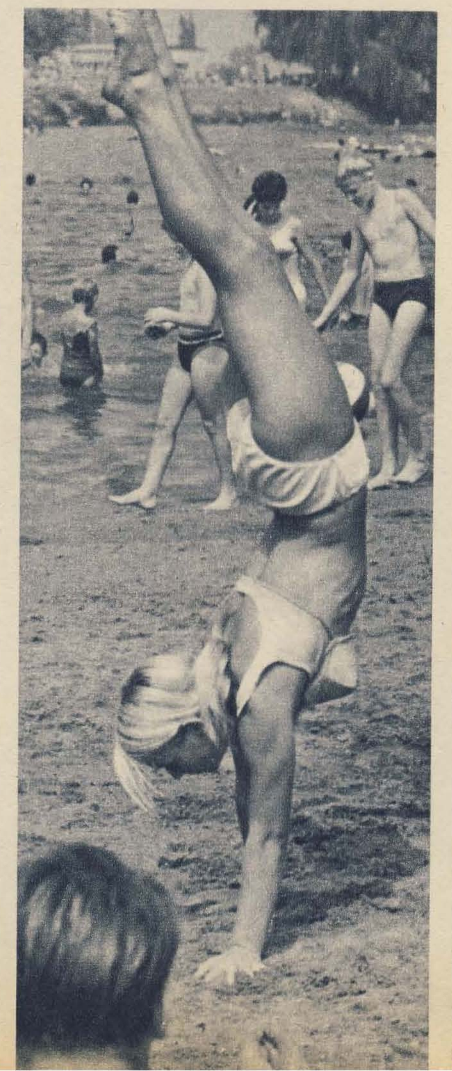
Schließlich hat man sich entschieden
und errichtet mannigfach
Kerzen, Brücken, Pyramiden,
doch die Resonanz ist schwach.





Darum treibt man kurzentschlossen
voller Jux und Clownerie
kleine Possen mit den Flossen.
Und sieh da! Nun lächelt sie.







Gruppe Achtung! Angetreten!
Richt euch! Bauch rein! Nicht so schlapp!
Und zur Freude der Athleten
nimmt sie die Parade ab.

Stellt sich Kopf, steht kerzengrade,
liefert gratis und grazil
eine Solospartakiade
von erles'nem Muskelspiel.



Und beweist auf harter Matte
der erstaunten Gattung Mann,
daß man auch als Leseratte
sportlich auf der Höh' sein kann.

H. Krause



Am 23. Februar 1918 schuf der junge Sowjetstaat die Rote Armee. Ihren Aufbau und ihre Entwicklung bestimmten die Grundsätze des Leninschen Militärprogramms: Führung durch die Partei, unlösbare Verbindung mit dem Volk, feste Organisation, straffe Disziplin und sachkundige militärische Führung. Lenin war kein Soldat und hatte niemals in der Armee gedient; er sagte bescheiden, daß er im Militärwesen nicht Bescheid wisse. Aus vielen Äußerungen, Erinnerungen, Erzählungen seiner Kampfgefährten aber wird deutlich, daß gerade er auch der praktische Organisator und Leiter der Verteidigung des Sowjetstaates war.

Illustration: Hans Räde

Auf dem Chodynsker Feld

Sommer 1919. Ein starker Feind hatte unser Land überfallen, die Wirtschaft lag völlig am Boden, überall herrschten Hunger, Elend und Unzufriedenheit. In Moskau fanden Konferenzen der Arbeiter und Rotarmisten statt, auf denen es vor allem um die Frage der Roten Fronten, um den Aufbau der Armee, um die internationale Lage und um die Beziehungen der Roten Armee zu den Bauern ging. Auch auf dem Chodynsker Feld versammelten sich in ihren abgerissenen Uniformen Tausende parteiloser Rotarmisten, deren Stimmung natürlich nicht gerade rosig war. Hier mußten aufrüttelnde Worte gefunden werden. Zusammen mit Genossen Sagorski, der im September 1919 einem Bombenanschlag zum Opfer fiel, holte ich Lenin ab. Die Rotarmisten begrüßten Lenin sehr herzlich. Viele hörten ihn zum ersten Mal. An diesem Abend war Lenin von besonderer Schlagkraft. Offensichtlich hatten ihn die Massen gepackt, nahmen die Ereignisse sein Denken und Fühlen ganz in Anspruch. Er hielt eine große Rede über die innere und äußere Lage Sowjetrußlands, die mehr als eine Stunde dauerte. Jedes Wort saß. Man spürte förmlich, wie die Stimmung unter den Rotarmisten umschlug. Als Lenin geendet hatte, spendeten sie ihm stürmischen Beifall.

Ich weiß noch wie heute, wie bedeutsam diese Rede für die Moskauer Garnison war. Im Sommer 1919 hatte man in den Chodynsker Lagern, wie mir scheint, erstmalig nach der Revolution die gesamte Garnison zusammengerufen. Die Stimmung der Rotarmisten war schwankend. Daß es gelang, ihre Begeisterung für die Verteidigung der Sowjetmacht zu wekken, war den zündenden Worten Lenins zu danken.

(Aus den 1924 niedergeschriebenen Erinnerungen A. F. Mjasnikows.)

Der „heimliche“ Kämpfer

Das Jahr 1919 war ein Jahr des erbitterten Bürgerkrieges, des Kampfes gegen Koltschak, Denikin und Judenitsch. Lenin nahm nicht unmittelbar an den Kampfhandlungen teil, war nicht an der Front, aber die damals noch rückständigen Menschen, deren Gesichtskreis auf Grund ihres zurückgezogenen Lebens sehr beschränkt war, konnten sich nicht vorstellen, daß man auch ohne direkt dabei zu sein den Kampf leiten kann. Es entstanden unzählige Legenden über Lenin. Die Fischer vom Baikalsee im fernen Sibirien erzählten beispielsweise, daß während der heißesten Kämpfe mit den Weißen Lenin mit dem Flugzeug zu ihnen gekommen wäre und ihnen geholfen habe, mit dem Feind fertig zu werden. Im Nordkaukasus sprachen die Menschen davon, daß sie zwar Lenin nicht gesehen hätten, aber bestimmt wüßten, daß er in den Reihen der Roten Armee heimlich gekämpft und ihnen zum Siege verholfen hätte.

Jetzt wissen es die Arbeiter und Kollektivwirtschaftsbauern, daß Lenin zwar nicht an den Fronten des Bürgerkrieges gewesen war, dafür aber mit all seinen Gedanken, mit seinem ganzen Herzen bei der Roten Armee weilte.

Ohne selbst Soldat zu sein...



Jetzt wissen sie es, daß er die gesamte Politik in die richtigen Bahnen lenkte.
Ich erinnere mich, einem Gespräch beigewohnt zu haben, wo Iljitsch von dem großen Mißtrauen der Rotarmisten gegenüber den alten Militärspezialisten berichtet wurde. Die Rotarmisten begriffen sehr wohl, daß man zunächst bei den Militärspezialisten lernen müßte, aber doch waren sie stets auf der Hut, ließen nichts unbeachtet. Die Vorsicht der Rotarmisten war verständlich, war doch der Abstand zwischen den Offizieren und Vorgesetzten des alten Regimes und den Soldaten sehr groß. Nachdem der Berichterstatter das Zimmer verlassen hatte, sprach Iljitsch mit mir darüber, daß die Kraft der Roten Armee in der Verbundenheit der Offiziere mit den Soldatenmassen liege.
Iljitsch erhielt eines Tages einen Brief aus Woronesh, in dem Professor Dubelski forderte, die Rotarmisten mögen sich kameradschaftlicher gegenüber den Spezialisten verhalten. Als Antwort erschien ein Artikel Iljitschs in der „Prawda", in dem er ein kameradschaftliches Verhalten der Spezialisten gegenüber den Rotarmisten verlangte:
„Seid kameradschaftlich zu den erschöpften Soldaten, zu den übermüdeten und durch die jahrhundertelange Ausbeutung erbitterten Arbeitern — dann wird die Annäherung zwischen den körperlich und geistig Arbeitenden mit Riesenschritten vorankommen."

(Aus N. Krupskaja: Erinnerungen an Lenin)

In Budjonnys Reiterarmee

Lenin war der Initiator und Organisator vieler Kampfoperationen, interessierte sich lebhaft für die Lage an den Fronten, den Zustand der Truppen, für deren Ausrüstung und Versorgung, für die Stimmung der Kämpfer, Kommandeure und Politoffiziere. Er traf die Auswahl der Befehlshaber der Fronten und großen Truppenverbände, nahm die Beförderung der Kommandeure und Kommissare vor. Ich erinnere mich an eine Begegnung mit Wladimir Iljitsch, die mich innerlich zutiefst bewegt hat. Das war, als ich Mitglied des Revolutionären Kriegsrates der Ersten Reiterarmee werden sollte. Ich hatte zu diesem Zeitpunkt bereits einige Erfahrungen in der Führung großer Verbände im Kampf gesammelt, hatte die 5., 10. und 14. Armee kommandiert. Und nun erachtete es Wladimir Iljitsch vor meinem Wechsel in eine „Kommissar"funktion als notwendig, sich mit mir zu unterhalten und zu klären, wie ich die neue Ernennung aufnehme, wie ich meine Pflichten auffasse. „Nur strengste Organisiertheit und Disziplin", sagte damals Wladimir Iljitsch, „die Erziehung der Kämpfer und Kommandeure zu hohem Bewußtsein können unsere Kampfreihen richtig zusammenschweißen. Die Kommunisten müssen durch das persönliche Vorbild ihre Kampfgenossen mitreißen."
Am Schluß der Unterredung fragte Wladimir Iljitsch, den Schalk in den Augen:
„Können Sie denn treffsicher schießen, alter Freund?"
Ich antwortete, daß ich, wenn es darauf ankommt, nicht daneben schieße und fügte sogleich hinzu, daß ich gewohnt sei, jede Aufgabe der Partei zu erfüllen, und mich bemühen werde, das Vertrauen zu rechtfertigen.
Als die Erste Reiterarmee vom Nordkaukasus her an die Front des Kampfes gegen die in die Ukraine eingefallenen Weißpolen geworfen werden sollte und verschiedene Varianten dieser Verlegung zur Diskussion standen, baten ich und Armeekommandeur S. M. Budjonny um die Erlaubnis, nach Moskau zu kommen. Wir lehnten die vorgesehene Beförderung der Armee auf dem Schienenweg ab, da der Eisenbahnverkehr zu jener Zeit nicht zügig war und es auf vielen Stationen keine Lebensmittel, kein Futter, ja nicht einmal Wasser gab.
„Was schlagen Sie vor?" fragte Wladimir Iljitsch.
„Wir setzen uns in Marsch", antworteten wir. „Unterwegs werden wir ausreichendes Futter für die Pferde haben, brüderliche Verbindungen zur Bevölkerung knüpfen und nebenbei Machno-Banden erledigen. Und was die Hauptsache ist — wir werden in voller Kampfbereitschaft am Bestimmungsort anlangen."
Wladimir Iljitsch akzeptierte unsere Argumente, und dieser Plan wurde realisiert. In diesem Zusammenhang fällt mir auch folgende Begebenheit ein. Wladimir Iljitsch hatte mich zum Mittagessen eingeladen, das mich durch seine Bescheidenheit verwunderte. Da wir als Geschenk der Angehörigen der Reiterarmee für Iljitsch einige Lebensmittel mitgebracht hatten, sagte ich zu N. K. Krupskaja:
„Bei einer solch schlechten Ernährung fällt es Wladimir Iljitsch sicher sehr schwer, den Staatsgeschäften nachzugehen?"
Lenin parierte sofort:
„Und wie werden die Soldaten verpflegt?"
„Normal", antwortete ich, „anders kann es auch nicht sein. Kann denn ein Soldat, wenn er hungern muß, im Kampf bestehen?"
„Das dürfte stimmen", bemerkte Wladimir Iljitsch. „Aber im Land sind Lebensmittel knapp, deshalb wurden im Hinterland die Rationen gekürzt. Für alle, ohne Ausnahme."
„Deshalb haben wir", sagte ich, „einiges mitgebracht, damit Sie sich nicht schlechter ernähren als wir in der Reiterarmee."
„Das ist interessant", horchte Lenin auf, und seine Augen funkelten. „Was haben Sie denn mitgebracht?"
Als wir die bescheidenen Bestände aufzählten, strahlte Wladimir Iljitsch über das ganze Gesicht. „Ausgezeichnet, ganz ausgezeichnet", sagte er frohgelaunt, „vielen Dank". Dann wandte er sich an Nadeshda Konstantinowna: „Sorge doch bitte dafür, daß alles einem Kinderheim übergeben wird . . ."
So war Wladimir Iljitsch, im Großen wie im Kleinen.

(Aus Erinnerungen von Kliment Woroschilow)



„Kunst-Kursanten"


ier soll von einem Mann erzählt werden, der das nicht besonders gern hat. Ich kann ihn verstehen: Wer möchte schon auf ein Podest gehoben werden — wegen einer Sache, von der unser Mann nicht müde wird zu behaupten, sie sei höchst gewöhnlich, alltäglich, normal, selbstverständlich — und wer weiß, welche Wörter er noch finden würde.

Ich gebe ja zu, daß ich ihn, wenn ich es könnte, lieber gemalt hätte. Ein Porträt von ihm, das würde ihn sicher sehr interessieren. Denn er versteht sich auf den Umgang mit Pinsel und Palette. Und auf den Umgang mit Waffen. Unter sein Bild schriebe ich nicht: Politoffizier der Grenztruppen, sondern (seinen Einspruch nicht achtend): Major Wiese, ein Maler.

Nun werden viele, die sich in der bildenden Kunst auskennen, mit dem Namen Wiese nicht viel anfangen können. Ich will hier auch keineswegs behaupten, daß Major Wiese zu den Großen der Malerei gehört. Groß hingegen ist sein Enthusiasmus. Seine Leidenschaft für das bildnerische Gestalten wirkt geradezu ansteckend: auf die Genossen Offiziere in der Politabteilung des Truppenteils Juraschek ebenso wie auf die Soldaten, die während der fünfeinhalb Monate Ausbildung mit Major Wiese malen und zeichnen. Fünfeinhalb Monate nur, dann dienen die Soldaten in anderen Truppenteilen. Fünfeinhalb Monate aber, die oft das weitere Leben der jungen Soldaten erheblich beeinflussen.

Auf den ersten Blick schien es ein hoffnungsloses Unterfangen, für so kurze Frist einen Mal- und Zeichenzirkel zu gründen. Was sollte schon dabei herauskommen? So fragte zunächst auch die Berufskünstlerin Lieselotte Klepper, die sich des Zirkels annehmen sollte. „Die Zeit der Zusammenarbeit ist ja so kurz“, klagte sie. Aber der Politoffizier ließ sich nicht beirren. Er überzeugte sie davon, daß die jungen Soldaten beim



Major Wiese (rechts oben): „Selbst Genossen, die den Truppenteil bereits wieder verlassen haben, zieht es in unsere Gemeinschaft zurück. Einfühlsam von unserer Genossin Liselotte Klepper betreut, lernte jeder Einzelne, sich selbst zu vertrauen, empfand er das Glück, etwas Notwendiges, Schönes vollbracht zu haben.“ (Bild links: Genossin Klepper und Soldat Schwalbach; Bild rechts: Soldat Wolf.)



Malen vor allem Freude und Verständnis für das künstlerische Schaffen finden sollen. Lieselotte Klepper widmet sich jetzt mit Eifer dieser Aufgabe, sie ist die künstlerische Leiterin der „Fünfeinhalb-Monats-Kinder“.

Zweimal in jedem Jahre begrüßt und verabschiedet Major Wiese die Mitglieder des Zirkels. Seit 1966. Unverdrossen. Jedes halbe Jahr ein neuer Anfang. Das einzige Zirkelmitglied, das von Anfang an dabei ist, heißt Wiese.

Was ist nun herausgekommen? Haben die „Kunst-Kursanten“ Nutzen aus dem Zirkel ziehen können?

Fragen wir zuerst Major Wiese, wie er auf die aussichtslos scheinende Idee gekommen ist, einen solchen „Schnellkurs“ ins Leben zu rufen. Warum gibt er sich solche Mühe mit der Kunst? Die Antwort ist einfach: Weil er die Kunst als unerläßlich für die Persönlichkeitsbildung erkannt hat.

Im Truppenteil, in dem Major Wiese seinen Dienst versieht, werden die Soldaten auf den Grenzdienst vorbereitet. Dazu gehört mehr, als nur das Waffenhandwerk zu beherrschen. Ebenso wichtig sind ein wacher Verstand, das Begreifen politischer Zusammenhänge, das Bewußtsein von der historischen Mission der DDR. Bewußtsein aber wird auch durch Kunst geprägt. Eine ihrer Besonderheiten ist es, daß sie den *ganzen* Menschen ergreift, seinen Verstand und vornehmlich seine Gefühlswelt anspricht, und so Erkenntnisse vermittelt und Überzeugungen herausbildet. Major Wiese spürt es ja selbst, wenn er den Zeichenstift in die Hand nimmt. Malen ist nicht gedankenlosem Abkonterfeien gleichzusetzen. Es geht vielmehr um das geistige Erfassen des Themas, um die Auseinandersetzung mit dem Gegenstand, um die Stellungnahme des Malenden durch das Bild. Das eben ist ja die Voraussetzung dafür, daß auch der Betrachter eines Kunstwerkes vom ästhetischen Erlebnis berührt und seine Auffassung über Schönes und Häßliches, über Sinnvolles und Falsches, über Gut und Böse auf eine Weise gefordert wird, die den Blick auf den ganzen Menschen freigibt.

Natürlich ist die Kunst für den Grenzoffizier nicht nur ein Mittel zum Zweck. Sie soll nicht nur helfen, militärische Aufgaben zu meistern. Das Malen schärft den Blick, im direkten und im übertragenen Sinne des Wortes, und das ist zweifellos für einen Grenzsoldaten von einiger Bedeutung. Aus der genaueren Beobachtung und aus dem tieferen Durchdenken alles Gesehenen, zu dem das Malen erzieht, entspringen zudem tausend Entdeckungen, kleine und große. Der Kunstausübende sieht und begreift unser Leben besser, findet Vergnügen am Entdecken. Was Johannes R. Becher vom Schreiben sagte, gilt wohl für



die Kunst im allgemeinen: „Schreiben heißt: an sich arbeiten. Man schreibt, um dahinter-zu-kommen, oder man ist, bevor man schreibt, dahintergekommen und schreibt das Ergebnis nieder."

Wer so wie Major Wiese und seine kleine Schar auszieht, die Schönheit und den Reichtum unseres Alltags malend zu entdecken, der wird selbst bereichert zurückkehren. Diesen Zusammenhang hat Johann Joachim Winckelmann, der Kenner der Antike, schon bei den alten Griechen bemerkt: „In Gegenden, wo die Künste geblüht haben, sind auch die schönsten Menschen gezeugt worden." Allseitig gebildete und menschlich reiche, gefühlsstarke Persönlichkeiten zu erziehen, das ist ohne die Kunst nicht möglich.



Nun kann man nicht aus jedem Menschen einen Maler machen, genausowenig einen Schriftsteller, Musiker oder Schauspieler. Ein bißchen Talent, das weiß Major Wiese, ist schon nötig. In seinen Zirkel kommen meist „vorbelastete" Soldaten, die schon früher gezeichnet haben. Was wird aus den anderen? Major Wiese interessiert sich auch für sie. Seine Devise: Wer sich selbst nicht künstlerisch betätigt, sollte trotzdem ein Kunstfreund, ein Kunstgenießer werden.

Das Kollektiv der Politabteilung, allen voran sein Leiter, Oberstleutnant Nitsche, hat für solche „Genießer" viel

übrig und sorgte dafür, daß immer mehr Soldaten sozusagen auf den (Kunst-) Geschmack kommen. So nutzen die Offiziere beispielsweise den Polituntericht, um mit den Soldaten über Kunstwerke zu sprechen. Genosse Wiese scheut sich nicht, eigene Linolschnitte zur Diskussion zu stellen. Er will auch die Mitglieder seines Zirkels bewegen, in den Klubs der Kompanien ihre Arbeiten vorzustellen und die Meinung der Genossen darüber zu hören.

Kunstgenuß ist nicht möglich ohne Kunstverstand. Und der will erarbeitet sein. Von Brecht stammt folgender Vergleich: „Selbst der nur ißt, arbeitet: zerschneidet das Fleisch, führt den Bissen zum Mund, kaut. Den Kunstgenuß kann man nicht billiger haben.“ Wer sich um diesen Genuß bringt, wer meint, von Kunst verstehe er nichts, betrügt sich selbst. Major Wiese ist mit Recht der Ansicht, daß man solche „Betrüger“, die doch eigentlich mehr Betrogene sind, nicht allein lassen darf. Der sozialistische Soldat soll ein kunstfreundlicher Soldat sein, und das in zweifacher Hinsicht: indem er die Kunstschätze mit der Waffe in der Hand schützt und indem er sich selbst das Reich der schönen Künste erobert, Kunstwerke verstehen und lieben lernt.

Die Soldaten im Mal- und Zeichenzirkel sind nicht nur Lernende. Freilich kommen sie in erster Linie, um ihr handwerkliches Können zu vervollkommnen, an ihrer künstlerischen Ausdruckskraft zu arbeiten. Aber daneben sind sie auch noch Kulturpropagandisten, die in der Freizeit — ganz unaufdringlich — das Kunstverständnis fördern. Man stelle sich einen Malenden in der Unterkunft vor, umringt von anderen Soldaten. Wieviele Dispute entzünden sich da! Wie oft sitzt einer der Freunde Modell — welche Erkenntnisse und Selbsterkenntnisse entspringen daraus! Der Sinn für die Kunst wird gerade auch durch solche persönlichen Erfahrungen entwickelt. Micky-Mäuse aus Flaschenverschlüssen und Sandmännchen aus Stanniolpapier finden sich kaum noch im Truppenteil Juraschek. Arbeiten des Zirkels schmükken schon einige Zimmer und Kompanieklubs.

Trotz der kurzen Zeit des Zusammenseins im Zirkel wird nach Plan gearbeitet und gemeinsam beraten, welche Themen jeder gestalten soll. Auf diese Weise entstanden u. a. eine Grafikmappe zum VII. Parteitag der SED und Exponate zum 20. Jahrestag der Republik, die als Geschenke bis in die Sowjetunion gingen. Auch bei Auszeichnungen für gute Leistungen im Wettbewerb wurden schon oft Linolschnitte aus dem Zirkel überreicht.

Die Motive für ihre Grafiken finden die Zirkelmitglieder vor allem in ihrer unmittelbaren Umgebung. Der Soldat in der Ausbildung und in der Freizeit ist ihr Hauptthema, aber auch der sowjetische Waffenbruder und der Kampf des vietnamesischen Volkes werden künstlerisch erfaßt.

Major Wiese erzählt, daß er den Soldaten am Anfang oft erst Mut zum künstlerischen Gestalten machen muß. Von Mal zu Mal kommen sie dann lieber in das Köpenicker „Studio bildende Kunst“, das der Rat des Stadtbezirks freundlicherweise für die Zirkelabende der Soldaten zur Verfügung stellt. Wesentlich selbstbewußter verlassen sie ein knappes halbes Jahr später den Zirkel. Da ist kaum einer, der der Malerei nicht treu bleiben will. In ihren Truppenteilen oder auch nach der Entlassung werden sie sich anderen Zirkeln anschließen oder selbst welche bilden.

Gefreiter Klaus Müller nahm nach seiner Versetzung in die Reserve sogar ein Fernstudium an der Hochschule für bildende und angewandte Kunst in Berlin-Weißensee auf. Als er in den Zirkel kam, hatte er nur ein bißchen für den Hausgebrauch malen wollen...

Ist es nach all dem Gesagten noch nötig, Major Wiese zu fragen, warum er sich der Mühe unterzieht, jedes halbe



Jahr „seinen“ Zirkel aus der Taufe zu heben? Wohl kaum. Der Grenzoffizier faßt seine Bemühungen um die ästhetische Erziehung der jungen Soldaten nicht als eine Arbeit auf, die auch noch getan werden *kann*, sondern die getan werden *muß*. Es ist ein glücklicher Umstand, daß er dabei auch seiner privaten Liebhaberei, dem Malen, nachgehen kann. Seit seiner Schulzeit ist er ein begeisterter Zeichner (unter der Note 1 tat er's kaum), später konnte für seine „Gemälde“ keine Wandzeitung groß genug sein. Mehreren Malzirkeln gehörte Major Wiese schon an, auch jetzt ist er noch Mitglied des Zirkels der Stadtkommandantur. Die Frage nach der Zeit ist für ihn keine Frage: Wer die Kunst als notwendig erkannt hat, findet auch Zeit dafür. Außerdem, so sagte er, wird er von seinen Vorgesetzten in jeder Weise unterstützt.

„Der 100. Geburtstag Wladimir Iljitsch Lenins hat nicht nur in unserem Zirkel, sondern im geistig-kulturellen Leben des Truppenteils überhaupt viele neue, gute Initiativen ausgelöst, auf die wir stolz sind. Wir sind der notwendigen Einbeziehung aller Genossen ein Stück nähergekommen. Was zu tun übrig bleibt, ist unschwer aus einer Bemerkung Lenins abzuleiten, die er über die Sowjets machte: ‚Der Sowjetapparat ist den Worten nach allen Werktätigen zugänglich, in der Tat aber ist er, wie wir alle wissen, bei weitem nicht allen von ihnen zugänglich. Und das durchaus nicht, weil die Gesetze es verhinderten, wie das unter der Bourgeoisie der Fall war, im Gegenteil, unsere Gesetze fördern es. Aber mit Gesetzen allein ist es da nicht getan. Es bedarf einer Menge Erziehungs-, Organisations- und Kulturarbeit, und das kann nicht durch ein Gesetz binnen kurzer Zeit erreicht werden, das verlangt eine gewaltige, langwierige Arbeit.‘“

Enno Prien

Prüfen, bewerten, entdecken. Soldat Christian Schöppler und sein Modell Stephan Torkawie aus dem Patenregiment (Bild links). Wird Alexej Melnitschenko Stephan Wirths Werk mit einem „charascho“ akzeptieren? (Bild rechts)



Soldaten schreiben für Soldaten

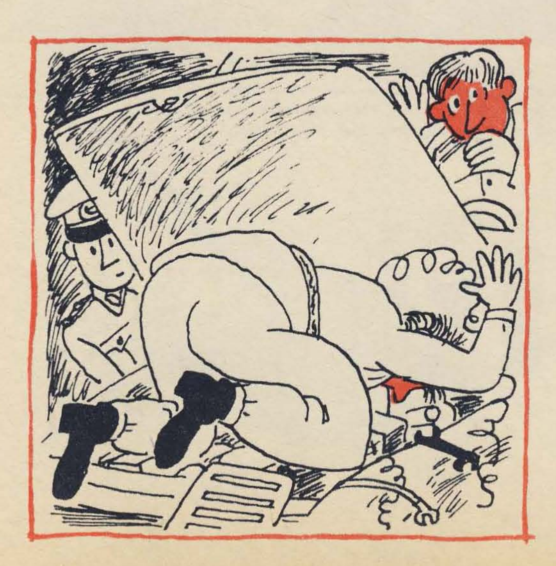


Der verhexte P 3

Nach der anstrengenden Nachtübung und anschließenden technischen Wartung waren die Zelte im gefechtsmäßigen Eilzugtempo aufgebaut worden, und alle Genossen – außer den Wachen natürlich – schliefen den festen Schlaf von Leuten, die ihre Aufgabe erfüllt haben. So dachte auch der diensthabende Offizier, ein Oberleutnant, als er seinen Rundgang durch das Lager machte. Wie erstaunt war er aber, als er am P 3 des Kompaniechefs noch zwei Genossen hantieren sah. Die Kühlerhaube war hochgeklappt, und der Fahrer, Soldat Hübner, war dabei, den Motor in seine Bestandteile zu zerlegen. Dabei gab er dem Funkunteroffizier Genossen Fründt Anweisungen, die dieser im Fahrzeug sitzend ausführte. Beide Genossen hielten in kurzen Intervallen inne und lauschten aufmerksam in das Fahrzeuginnere. Nach stillschweigendem Blickwechsel und verständnislosem Kopfschütteln fuhren sie in ihrer Arbeit fort. Der Offizier trat hinzu und fragte, was denn defekt sei. Erregt und schmutzverschmiert sah der Fahrer auf, und der Unteroffizier antwortete: „Genosse Oberleutnant! Im Fahrzeug ist ein ganz seltsames Geräusch, und wir können nicht feststellen, was es ist. Es klingt fast wie ein Zeitzünder. Wir bauen schon eine kleine Weile, aber das Geräusch ist immer noch da. Wir wissen uns bald keinen Rat mehr."

Der Oberleutnant beugte sich durch das Fenster und vernahm ein gleichmäßiges leichtes Schnurren. Da ein ähnliches Mißgeschick ihm wenige Tage vorher selbst widerfahren war, wußte er fast sofort, was das für ein ominöser „Zeitzünder" war. Er griff unter den Sitz und zog, sehr zum Erstaunen der beiden fleißigen Nachtarbeiter, einen handtuchumwickelten batteriegetriebenen Rasierapparat heraus, der bei den Soldaten „Schnurri" genannt wird, und der anscheinend durch irgendeinen Stoß oder eine Erschütterung sich selbst in Gang gesetzt hatte. Von seiner Hülle befreit, ließ er, wenn auch schon etwas müde, sein monotones Schnurren an die Ohren der beiden eifrigen Fehlersucher klingen. Errötend schloß der Fahrer die Motorhaube, murmelte noch irgendetwas vor sich hin und verschwand im Dunkeln. Sein Gehilfe bei dieser nächtlichen Arbeit bedankte sich leicht verlegen und begab sich ebenfalls zur Ruhe. Der Offizier brachte den Unruhestifter zum Schweigen und stellte sich mit leisem Schmunzeln vor, welches homerische Gelächter dieses besondere Vorkommnis wohl morgen früh in der Kompanie auslösen würde.

Oberleutnant Walter Paul



Der geheimnisvolle Mantel

Mein Zimmer im Lazarett bewohnte ich allein, und es lag zu ebener Erde, wo eine Glastür direkt in den herbstlich bunten Garten führte. Als ich soweit genesen war, daß ich aufstehen konnte, durfte ich natürlich auch im Freien spazieren gehen. Um Erkältungen zu vermeiden, mußte man dabei einen Bademantel tragen. Schwester Brigitte, ein kleines, kesses Mädel mit einer Figur, die etwas von der Fieberkurve über dem Bett hatte, brachte mir das schützende Gewand; es war nicht graubraun wie die Mäntel aller anderen Patienten, die ich bisher an der Tür hatte vorbeigehen sehen, sondern von einem zauberhaft leuchtenden Blau, das ins Lila hineinspielte. Auch schien mir das flauschige Frottee-Gewebe mit seinem Winkelmuster etwas feiner und kostbarer als gewöhnlich zu sein.

Ich war neugierig und probierte den Mantel sogleich vor dem Spiegel an. Er paßte tadellos, und ich kam mir nachgerade elegant vor, zumal das Kleidungsstück einen apart geschwungenen Kragen hatte, der, hochgestellt, dem Ganzen etwas Legeres verlieh. Hinzu kamen die während des Krankseins gewucherten Haare, vor allem die überlangen Koteletten, so daß ich wohl eher einem Grafiker, Schlagersänger oder Operetten-Buffo ähnelte, denn einem mumpskranken Stabsgefreiten im Armeelazarett. Ich hungerte nach frischer Luft und Bewegung und betrat den Garten. Als ich so auf den Wegen lustwandelte, bemerkte ich, daß bei meinem Nahen in einer Gruppe Patienten, die um eine Bank herum standen, plötzlich die Gespräche verstummten und sich aller Augen mir zuwandten. Zwei oder drei murmelten ein „Guten Morgen", während die anderen schweigend eine für Lazarette ungewohnt militärische Grundhaltung einnahmen. Ich wäre gern stehengeblieben, aber dieses Verhalten überraschte

mich dermaßen, daß ich dankte und befangen weiterschritt. An der nächsten Wegkreuzung grüßte mich erneut ein Patient recht ehrerbietig. Da begriff ich, daß dies irgendwie mit dem Bademantel zusammenhängen mußte, denn es war direkt auffallend, wie dieser Genosse auf meinen Mantel starrte. Ich dachte daran, daß die Gruppe ebenso aufmerksam das gute Stück fixiert hatte. Dann kehrte ich in mein Zimmer zurück. Am anderen Morgen, bei der Visite, fragte mich die Stationsschwester, ob ich denn schon einen Bademantel bekommen habe. Ich bejahte und wies stolz auf das schmucke Exemplar, das über der Stuhllehne hing. Die Schwester trat einen Schritt näher, um den herabhängenden Ärmel zu mustern. Über ihr Gesicht huschte dabei ein leises Lächeln. Sie schaute den Doktor mit einem vielsagenden Blick an und fragte mich bestimmt, ja fast streng, wer mir den Mantel gegeben habe. Mich durchzuckte es. Sollte ich das Prachtstück nun wieder verlieren? Schon sah ich meine Rolle als Kunstjünger, die doch ein wenig Abwechslung in das tägliche Allerlei des Spitallebens gebracht hatte, jäh zu Ende gehen. Auch befürchtete ich — warum wußte ich freilich nicht zu sagen — das ominöse Kleidungsstück könnte Schwester Brigitte einen Rüffel eintragen. Ich zog es deshalb vor, die Herkunft des Mantels im Dunkeln zu lassen, gewissermaßen den Mantel der Verschwiegenheit darüber zu breiten. Stationsschwester und Arzt bohrten auch nicht weiter. Sie verließen das Zimmer freundlich wie sonst. Eine halbe Stunde später kam Schwester Brigitte herein, um Staub zu wischen. „Das trifft sich ja gut", sagte ich. „Wissen Sie, daß der Bademantel ziemlichen Staub aufgewirbelt hat?" Sie zeigte sich informiert.

„Aber warum denn? Was ist eigentlich mit dem Ding?" wollte ich nun endlich wissen.

Die Schwester lachte lauthals los. Dann lüftete sie das Geheimnis: „Die blauen Mäntel sind an sich nur für Generäle und hohe Offiziere bestimmt! Aber es war kein anderer mehr da, weil die meisten in der Reinigung sind." Sie versicherte, Arzt und Stationsschwester hätten beschlossen, mich während der paar Tage, die ich noch da sein werde, auch keinesfalls wieder zu degradieren.

Von Stund an nannten sie mich auf der Station nur noch den „General", und ich weiß nicht, aber auf einmal hatte ich es zum ersten Mal in einem Krankenhaus mit der Entlassung gar nicht mehr so eilig . . .

Stabsgefr. d. Res. Manfred Weghenkel



Ausnahme und Regel

Alljährlich, wenn die „Neuen" kommen, gibt es einige Tage lang lustigen Gesprächsstoff: Manche Neulinge halten sich nämlich wider besseres Wissen einige Tage mehr an Onkels und Opas Ratschläge, und dadurch passieren die tollsten Dinger.

Es war Mittagspause, und wie das so ist, werden auch die sanitären Einrichtungen in dieser Zeit voll genutzt. Zur Erläuterung für Nicht-Gediente: Kasernentoiletten haben eine Besonderheit: Die einzelnen Becken sind zwar durch Bretterwände voneinander getrennt, aber Türen gibt es nicht. Es war also proppenvoll, als sich plötzlich ein Oberleutnant in diese von „Neuen" überfüllte Örtlichkeit verirrte. Nun lernen die neuen Soldaten bereits am ersten Tag, daß bei Auftauchen eines Vorgesetzten Achtung zu rufen und Grundstellung einzunehmen ist. Diese Regel also lernen sie, aber wer sagt ihnen schon die Ausnahmen? Jedenfalls rief einer „Achtung!" und alle Genossen standen in Grundstellung vor ihrer angewärmten Sitzgelegenheit. Von dem Bild, das sich bot, war der Offizier so überrascht, daß er nur noch sagen konnte: „Rührt euch! Weitermachen!" — und in Erkenntnis der Doppeldeutigkeit dieser vorgeschriebenen Antwort suchte er schleunigst und peinlich berührt das Weite, ohne seine ursprüngliche Absicht ausgeführt zu haben.

Wachtmeister Peter Graupner

Illustrationen: Harri Parschau



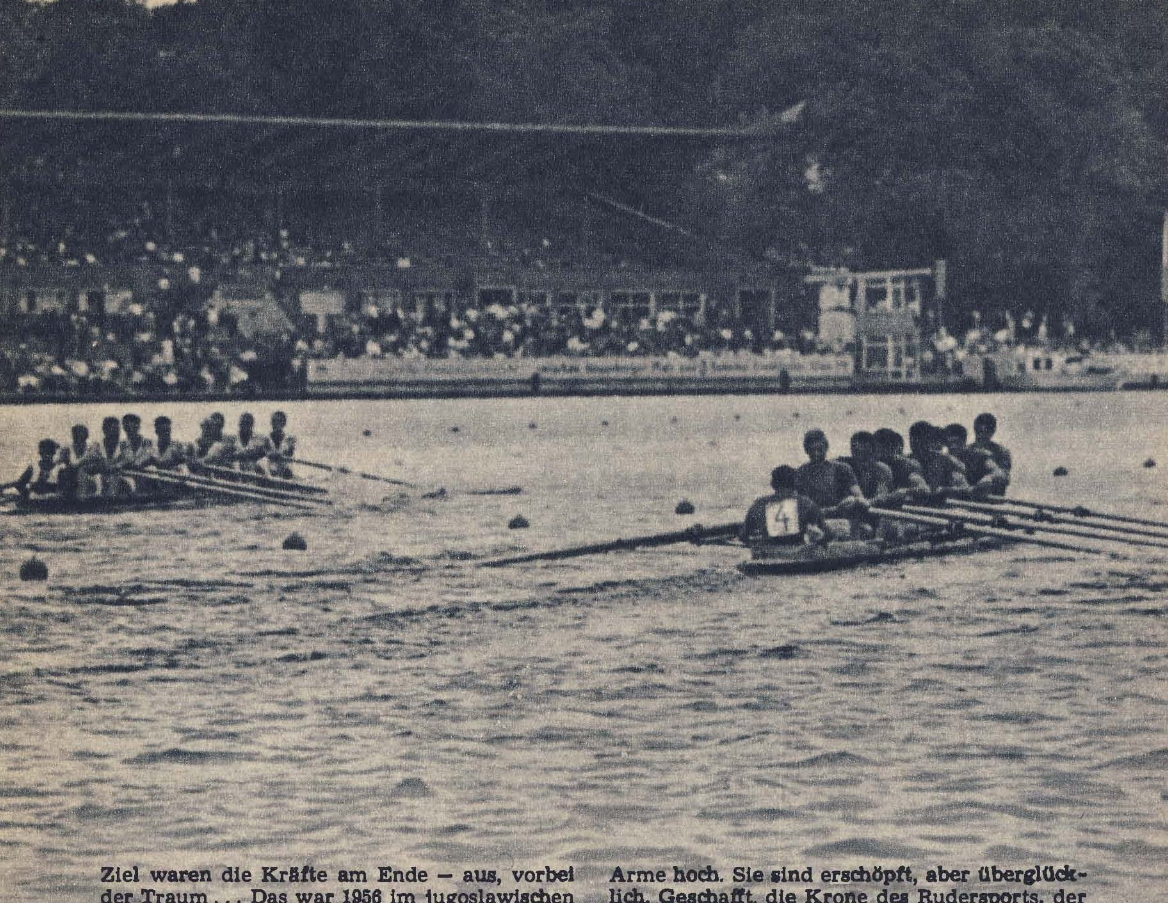
In schlanken Booten

**Meister d. R.
Hans-Dieter Braden,
von 1959 bis 1964 Mitglied
der Mannschaft Rudern
des ASK „Vorwärts Rostock",
berichtet über seine ehemaligen
Kameraden,
die in den letzten 15 Jahren
Geschichte für den Rudersport
unserer Republik
geschrieben haben.**

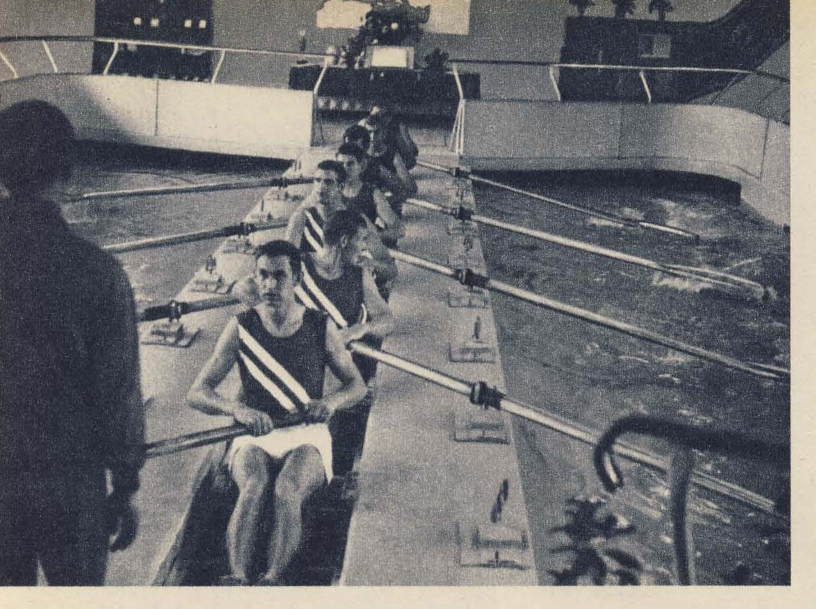
„Vom Eise befreit sind Strom und Bäche durch des Frühlings holden, belebenden Blick..." Natürlich nicht speziell für die Ruderer hat Goethe das gesagt, aber besonders sie empfinden es als angenehm, wenn der Frühling Seen und Flüsse eisfrei macht. Das ist an der Elbe in Dresden so, am Langen See in Berlin-Grünau und auch an der Warnow in Rostock, wo die Ruderer des ASK ihr Domizil aufgeschlagen haben. Endlich können sie wieder ihre Kilometer im Rennboot „schrubben".

Nach den Europameisterschaften des Jahres 1969 warten auch in dieser Saison auf die Ruderer wieder große Aufgaben: Weltmeisterschaften in Kanada stehen auf dem Programm. Die ASK-Ruderer wollen dabei sein, möglichst in mehreren Bootsklassen. Kein leichtes Vorhaben bei der starken Konkurrenz schon im eigenen Lande. Aber die blauen Jungs von der Waterkant haben Traditionen zu verteidigen: 1957 Europameister im Vierer mit Steuermann, 1964 Europameister im Zweier mit Steuermann und schließlich 1969 Europameister im Achter. Eine Weltmeisterschaftsmedaille würde sich in dieser Bilanz nicht schlecht ausnehmen...

Sechs Achter sind am Start eingeschwommen. Das Boot unserer Republik ist dabei, vertreten durch die Männer des ASK Rostock. Schon einmal ging ein ASK-Achter favorisiert in ein Europameisterschaftsfinale. 300 Meter vor dem



Ziel waren die Kräfte am Ende – aus, vorbei der Traum ... Das war 1956 im jugoslawischen Bled. Nach nunmehr dreizehn Jahren greifen wieder ASK-Sportler nach Europas Ruderkrone.
Dieter Schubert, Manfred Wiesner, Horst Walter, Klaus Liefke, Volker Turow, Rolf Zimmermann, Wolfgang Wust, Klaus Bärwald und Steuermann Wolfgang Wilde treffen letzte Startvorbereitungen. Da werden nochmals die Stemmbrettschrauben nachgezogen, die Dollenverschlüsse überprüft, die Rollsitze mit Wasser befeuchtet, um während des Rennens nicht herunterzurutschen ... Schon kommt das Vorkommando. Konzentration auf den Start. Die Ruderblätter sind aufgedreht, stehen senkrecht im Wasser. Startstellung.
„Sind Sie bereit? Los!"
Die gespannten Körper bäumen sich auf. Kurz und hart peitschen die Startschläge durch das Wasser. Schon nach 500 Metern hat das DDR-Boot die Nase vorn. Steuer„fips" Wolfgang Wilde läßt die Verfolger nicht aus den Augen. „Schub – weg, Rhyth – mus!" feuert er seine Männer an. Noch 500 Meter sind zu rudern. Der sowjetische Achter greift noch einmal an. Ein Schrei in unserem Boot: „Alles!" Schlagmann Dieter Schubert zieht zum Spurt an. Anfeuerungsrufe auf den Traversen. Im Boot hört keiner mehr etwas davon. Spurt – Spurt – Spurt und: Sieg, Sieg! Neun Männer reißen die Arme hoch. Sie sind erschöpft, aber überglücklich. Geschafft, die Krone des Rudersports, der Sieg im Achter, wurde zum ersten Mal in unsere Republik geholt.
Ihre Gedanken gelten in dieser glücklichen Stunde vor allem ihrem Mannschaftskameraden Peter Orsin. Peter, verheiratet, zwei Kinder, Unterleutnant, Fernstudent an der Ingenieurschule in Warnemünde, der als Hobby Rudern angibt, wenn man ihn danach fragt, hatte großes Pech. Bei der Fahrt vom Training nach Hause stürzte er mit dem Fahrrad, zog sich eine Gehirnerschütterung zu und muß nun daheim am Fernseher zusehen, wie seine Kameraden Europameister werden. Seinen Platz als Schlagmann nahm Dieter Schubert (SC Einheit Dresden) aus dem international erfolgreichsten Vierer ohne der letzten Jahre (Olympiasieger, Welt- und Europameister) ein. Dieter enttäuschte auch im ASK-Boot nicht ...
Aber wie weit war der Weg bis zu diesem Erfolg. Unterleutnant Manfred Wiesner trainierte ganze zehn Jahre, ehe er Europameister wurde. Etwa 60 000 Trainingskilometer mußte er rudern, hunderte Tonnen von Eisen beim Scheibenhanteltraining durch die Luft wirbeln, Liter von Schweiß lassen und immer wieder sich selbst besiegen, wenn der „Mann mit dem Hammer" kam. Ruderer werden eben nicht in einem Jahr gemacht ... Es ist schon höchst selten, daß ein Anfänger schon nach eineinhalb Jahren zum



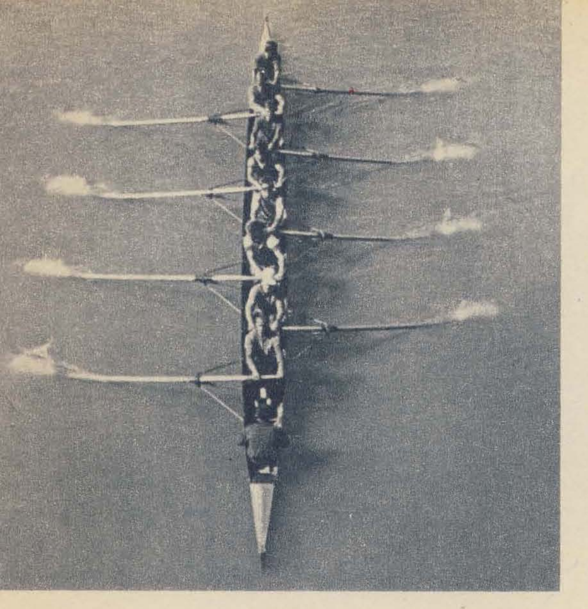
Einweihung des Ruderbeckens des ASK in Rostock-Kessin. Hier im Ruderkasten – auf unserem Foto der EM-Achter, als Schlagmann wieder mit Peter Orsin – müssen die Aktiven im Winter Hunderte Kilometer „schrubben", ohne einen Zentimeter vorwärts zu kommen. Die reinste Sisyphusarbeit – aber wichtig für die Saisonvorbereitung. Da macht's dann im Freien natürlich doppelt Spaß.

Europameister avanciert. Maat Horst Walter schaffte das. Erst im Oktober 1967 wurde der bärenstarke Bursche von seiner Einheit zum ASK delegiert. Aber Horst brachte alle Voraussetzungen für einen Weltklasseruderer mit: ideale Körpermaße (1,95 m, 95 kg), Talent und viel Fleiß! So wie er kamen die meisten seiner Kameraden über das Kutterrudern bei der GST und in einer ASG zum Armeesportklub. Kaum einer hatte vorher ein Rennruderboot von nahem gesehen, geschweige denn darin gesessen. In Kürze soll das anders sein, denn inzwischen hat sich der ASK in Rostock ein Nachwuchstrainingszentrum aufgebaut, aus dem in den nächsten Jahren, so hofft man, talentierte junge Burschen in die Klubmannschaft hinüberwachsen werden. Einer ihrer Trainer ist ihr großes Vorbild: Oberleutnant d. R. Dipl.-Sportlehrer Günter Bergau. 1964 war er gemeinsam mit Oberleutnant Peter Gorny und Steuermann Oberleutnant Karl-Heinz Danielowski Europameister im Zweier mit geworden ...

Als zwei junge Männer, nicht gerade zu den Ruderriesen zählend, auf dem Sattelplatz der



Dieter Schubert (26), Manfred Wiesner (29), Horst Walter (22), Steuermann Wolfgang Wilde (24), Volker Turow (25), Rolf Zimmermann (27), Wolfgang Wust (24), Klaus Liefke (23) und Klaus Bärwald (24) – sie wurden auf dem Wörthersee bei Klagenfurt in Österreich Europameister.



Kleines „Fachwort"-Lexikon

FLUSTERTUTE nennen die Ruderer das Megaphon des Steuermannes. Vielfach werden jetzt schon transistorierte Geräte verwendet. Im Achter wird zusätzlich ein kleiner Lautsprecher in der Mitte des Bootes installiert, damit die Anweisungen des Steuermannes an jedem Platz gut verstanden werden.

HENKELTOPPE macht der Aktive, der mit weit geöffneten Armen rudert und die Ellenbogen nicht eng am Körper vorbeiführt. Diese etwas eigentümlich aussehende Technik ist aber durchaus nicht falsch oder nachteilig.

Einen KREBS FÄNGT der Ruderer, der beim Durchzug des Riemens bzw. beim Abwinkeln nach dem Durchzug mit dem Ruderblatt im Wasser hängen bleibt. Dadurch wird der Rhythmus empfindlich gestört. Im schwersten Falle kann das Boot sogar stehen bleiben und der Ruderer aus dem Boot geschleudert werden.

KISTE SCHIEBT der Aktive, der nach dem Anrollen mit dem Sitz zu schnell wieder nach hinten rollt und erst dann den Ruderriemen zum Abwinkeln an den Körper zieht. Ein harmonischer Ruderstil verlangt, das Anziehen der Arme mit dem Durchdrücken der Beine – dabei rollt der Sitz von vorn nach hinten – zu synchronisieren.

RUDERAUGEN heißen die schwarzen Flecke, die die Ruderer an der Unterseite der Oberschenkel durch die Berührung mit den aluminiumausgelegten und gefetteten Rollschienen bekommen.

DER SCHLAGMANN ist die Nummer Eins im Ruderboot. Er bestimmt die Schlagzahl (Anzahl der Schläge pro Minute) und den Ruderrhythmus. Er sollte technisch und taktisch perfekt sein, um sich auf jeden Gegner einstellen zu können. In den gesteuerten Bootsklassen kommt es auf ein gutes Zusammenwirken mit dem Steuermann an.

VON SKIFF BIS ACHTER. Die Männer starten bei allen Meisterschaften in den sieben olympischen Bootsklassen. In den Skullklassen (Einer oder Skiff und Doppelzweier) rudert jeder Aktive mit einem Riemenpaar (Skull), in den Riemenklassen (Zweier ohne und mit Steuermann, Vierer ohne und mit, Achter) wird mit jeweils nur einem – entsprechend größerem – Riemen gerudert.

Bosbaan in Amsterdam ihre ungewöhnlich großen Ruderkellen auspacken, grinsen nicht wenige spöttisch: „Damit wollen die rudern?" Günter Bergau und Peter Gorny haben zwar bei den Ausscheidungen die hoch eingeschätzten Westdeutschen geschlagen, aber international sind sie noch völlig unbeschriebene Blätter. Doch schon nach ihren ersten Trainingsschlägen lächelt niemand mehr. 50 Startschläge je Minute werden gezählt, 10 mehr als in dieser Bootsklasse üblich – und das mit diesen Schaufeln. Jede ihrer Bewegungen wird nun von den Trainern beobachtet. Walter Sternkopf, der seit 1959 als Trainer beim ASK großen Anteil an den Erfolgen der Ruderer hatte und im Dezember 1967 leider tödlich verunglückte, und seine drei Schützlinge kümmern sich nicht um die Hektik um sie herum. Über den Zwischenlauf gelangen sie ins Finale. Der Sonntag im Sommer 1964 ist vergoldet für die drei Ruderer der Volksmarine. Als Europameister legen sie am Siegersteg an . . .

Inzwischen sorgt sich nun Günter um den Rudernachwuchs für den ASK. Sein ehemaliger Partner Peter Gorny wird bald folgen, denn auch er wird demnächst sein Diplom als Sportlehrer erhalten. Um den Nachwuchs beim ASK braucht uns also nicht bange zu sein . . .

1953, als beim ASK in Berlin mit dem Rudern begonnen wurde (erst 1959 Übersiedlung nach Rostock), war an eine solch systematische Arbeit noch nicht zu denken. Der erste EM-Titel für ein ASK-Boot (Vierer mit) schon 1957, trotz nicht gerade idealer Trainingsbedingungen, war eine große Überraschung. Heute arbeiten die



Günter Bergau, Peter Gorny und Steuermann Karl-Heinz Danielowski (v. l.) gehörten in den Jahren von 1964 bis 1968 zur Weltklasse im gesteuerten Zweier.



Obermeister Bernd Meerbach, Oberleutnant Peter Gorny, Obermeister Karl-Heinz Prudöhl und Maat Werner Klatt (v. l.) holten für den ASK „Vorwärts" Rostock im Vierer ohne die Bronzemedaille der Europameisterschaft 1969.

Ruderer in ihrer neuen Trainingsstätte in Kessin bei Rostock nach den neuesten Erkenntnissen. Beim Aufbau dieses Trainingszentrums haben die Aktiven tüchtig mit Hand angelegt. Sie sind es gewöhnt, hart zu trainieren, da fiel es ihnen auch nicht schwer, selbst etwas für die Verbesserung ihrer Trainingsbedingungen zu tun.

Seit nunmehr sechs Jahren kann man die Ruderer des ASK Vorwärts Rostock zu den besten in unserer Republik zählen. Von Jahr zu Jahr verbesserten sie ihre Leistungen. Und doch weist die Erfolgsskala Sprünge auf. 1966 und 1968 ging kein Rudertitel nach Rostock, 1967 und 1969 siegte der ASK bei den Deutschen Meisterschaften jeweils in drei Bootsklassen und wurde damit erfolgreichster Klub unserer Republik. Ein Widerspruch?

Das sei der Gegenbeweis: Die DDR hat sich im internationalen Rudersport eine Spitzenposition erkämpft. Daran waren mit Weltklasseleistungen mehr oder weniger alle Klubs beteiligt (ASK, Dynamo Berlin, TSC Berlin – jetzt SC Berlin-Grünau, Einheit Dresden). Über Sieg oder Niederlage entscheidet zwischen ihnen oft nur die Tagesform. So schafften 1968 auch nur vier ASK-Ruderer die Olympiateilnahme in Mexiko: Bergau und Gorny im Achter, Meerbach und Wiesner als Ersatzmänner.

Und doch ging es vorwärts. Die Europameisterschaft 1969 dokumentiert es.

Erst im Mai 1969 begann der ASK-Achter unter Trainer Rudi Vogel in der EM-Besetzung zu trainieren, und nur drei erfahrene Männer waren dabei: Unterleutnant Peter Orsin, Unterleutnant Manfred Wiesner und Leutnant Rolf Zimmermann. 10:1 standen die Einlaufwetten vor der Deutschen Meisterschaft für den TSC Berlin, in dessen Boot nur renommierte Ruderer saßen, u. a. die Olympiasieger im Zweier ohne Lucke und Bothe. Doch die relativ kurze Zeit des gemeinsamen Trainings genügte dem Rostocker Achter, um nicht nur dem TSC den Meistertitel wegzuschnappen, sondern auch Europameister zu werden. Zielstrebig und fleißig, hart und unerbittlich haben sie trainiert. Die Erfolge waren der Lohn.

Ich wünsche den ASK-Ruderern, daß das Weltmeisterschaftsjahr 1970 nicht wieder ein erfolgloses „Zwischenjahr" wird. Deshalb: Riemen- und Dollenbruch!

ASK-Erfolge auf den internationalen Regattastrecken

1956: 6. Platz im Achter bei den Europameisterschaften.

1957: Europameister im Vierer mit Steuermann (Wundratsch, Dathe, Meyer, Müller, Steuermann Domnick).

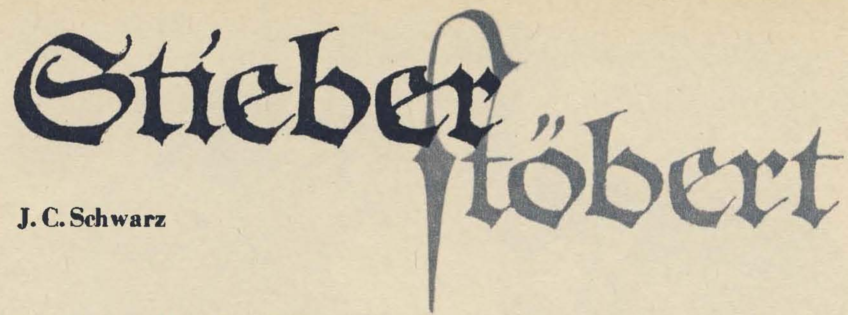
1964: Europameister und 7. Platz bei den Olympischen Spielen im Zweier mit (Bergau, Gorny, Steuermann Danielowski).

1965: Sieg in Henly (Großbritannien), der traditionsreichsten europäischen Ruderregatta, im Zweier ohne (Bergau, Gorny).

1966: 4. Platz bei den Weltmeisterschaften im Zweier mit (Bergau, Gorny, Danielowski).

1967: 2. Plätze bei den Europameisterschaften im Vierer mit (Schneider, Roock, Zimmermann, Mietzner, Steuermann Nath) und im Zweier ohne (Bergau, Gorny); Silbermedaillen bei den vorolympischen Wettkämpfen in Mexiko im Achter (Renngemeinschaft ASK/Einheit Dresden), im Vierer mit (Schneider, Roock, Zimmermann, Mietzner, Nath) und im Zweier ohne (Bergau, Gorny).

1969: Europameister im Achter, 3. Platz im Vierer ohne (Meerbach, Gorny, Prudöhl, Klatt) und 6. Platz im Zweier mit (Mietzner, Roock, Steuermann Nath).



Stieber „stöbert"

J. C. Schwarz

Zur Weltausstellung, die am 1. Mai 1851 in London eröffnet wird und am 10. Oktober desselben Jahres ihre Pforten schließt, hat die preußische Regierung nicht nur den Thronfolger Prinz Wilhelm, nicht nur den 43 Zentner schweren kruppschen Stahlblock und nicht nur 4000 von den preußischen Behörden registrierte und noch einmal so viel unregistrierte preußische Besucher geschickt. Eine eigene siebenköpfige Polizeitruppe unter Aufsicht des Polizeiassessors Dr. Stieber ist mit Genehmigung der englischen Regierung auch mit von der Partie.

„Meine Herren", sagt Stieber im Versammlungszimmer eines wenig besuchten Lokals im Stadtteil Kensington zu seinen sechs Polizisten, „wir sind jetzt vier Wochen in London, und ich habe mir meine Meinung gebildet, die ich nicht versäumen möchte, Ihnen mitzuteilen. Die englische Regierung hat diese internationale Polizistentruppe von 30 Mann aus fünf Ländern unter dem englischen Major Paschal zwar aufgestellt, um besser mit den Taschendieben und Gaunern fertig zu werden, die als ungebetene Besucher der Weltausstellung auftreten könnten, aber das ist nichts für uns. Das sind Dummheiten. Wir haben diese Einladung zur Teilnahme an Mr. Paschals Ordnungspolizei angenommen, aber wir wissen besser, aus welcher Richtung der Ausstellung die eigentliche Gefahr droht: Aus der Richtung der deutschen politischen Emigranten in London. Hier ist ein Dr. Marx tätig, ein äußerst gefährlicher Mann, um den sich die Umstürzler von 1848 sammeln. Meine Herren! Es sind nur drei Jahre her, daß wir in unserer Heimat die Schrecken dieser Umtriebe zu spüren bekamen, die sich gegen unsere heilige staatliche Ordnung und gegen seine Majestät König Friedrich Wilhelm IV. richten."

Er läßt eine kurze Pause eintreten, um die Namensnennung des Landesherren gehörig wirken zu lassen. Dann fährt er fort: „Leider hörte man nicht auf uns, als wir unsere Stimme erhoben, um die Reise Seiner Hoheit des Kronprinzen nach London zu verhindern. Jetzt haben wir die Bescherung. Wir sind kaum noch Herren der Lage. Hier, sehen und lesen Sie das Plakat, das heute vormittag in London verteilt wurde!"

Sie greifen erstaunt nach einigen Exemplaren eines handgeschriebenen Pamphletes, das zum Attentat, zur „Beseitigung des Tyrannen", des Kronprinzen Wilhelm, aufruft. Stieber hat dieses Elaborat soeben auf den Tisch geworfen. Es ist sehr schwungvoll geschrieben und enthält Anspielungen auf die Antike. Die Polizisten nicken bedeutungsvoll. Fürwahr, das ist der Gipfel der Wühlarbeit.

Aber die englische Öffentlichkeit zögert, dieses Entsetzen zu teilen. Die Presse berichtet sehr zurückhaltend und mit skeptischem Unterton, daß preußische Polizisten in den Straßen Londons einen Aufruf zum Attentat auf den preußischen Kronprinzen entdeckt haben wollen, aber niemand außer ihnen habe das Corpus delicti bisher gesehen. Es scheine sich um eine Fleißaufgabe der preußischen politischen Polizei zu handeln. Eines der Blätter spottet ganz unverblümt: Offenbar versucht die preußische Polizei, der Londoner Polizei vorzuschreiben, womit sie sich zu beschäftigen habe.

Der preußische Gesandte in London, Freiherr von Bunsen, hat unangenehme Kontroversen mit englischen Regierungsstellen und beklagt sich in einem vertraulichen Schreiben an den König über den Streich Stiebers, der dieses Papierchen natürlich selbst fabriziert hat, um die Qualität seiner Spürnase ins rechte Licht zu setzen. Er weiß, daß die Kommunistenfurcht Friedrich Wilhelms überall Verrat und Aufstand wittert und der Monarch jenen dankbar ist, die ihm Beweise dafür liefern, wie recht er hat. Freiherr von Bunsen richtet also nichts aus, der König ruft Stieber ebenso wenig zurück wie den Kronprinzen. Stieber muß in London bleiben und soll den Kronprinzen schützen, denn am 10. Mai ist eine neue gefährliche Verschwörung wider König und Staat entdeckt worden: Man hat den Schneidergesellen Peter Nothjung auf dem Bahnhof in Leipzig gestellt, der gerade aus London kam und neben dem „Kommunistischen Manifest" einen Aufruf des Zentralvorstandes des „Bundes der Kommunisten" an die deutschen Bundesgemeinden mit sich führte.

Es war der Sicherheitsabteilung des Königlich-belgischen Justizministeriums in Brüssel zu Ohren gekommen, daß revolutionäre Erhebungen im Stil des Jahres 48 in Leipzig, Dresden und Berlin geplant seien, und man hatte dem sächsischen Innenministerium entsprechende Mitteilungen gemacht. Da die Gerüchte aus London kamen, bestand eine der Sicherungsmaßnahmen darin, auf den Bahnhöfen Sachsens alle aus England eintreffenden Reisenden gründlich zu durchsuchen. Bei dieser Gelegenheit hat man Nothjung verhaftet. Freilich geht aus diesem Aufruf, den er bei sich trug, nur hervor, daß sich die Gruppe um Dr. Marx von



der Gruppe um Willich-Schapper losgelöst hat und die Gruppe um Marx die Mitglieder der deutschen Gemeinden über das verderbliche anarchistische Treiben dieser Gruppe aufzuklären wünscht. Denn in einem Zeitabschnitt, da das Erstarken der Reaktion den Aufbau einer in sich gefestigten Arbeiterorganisation nötig macht, die für die nächste Runde des Klassenkampfes gerüstet sein muß, gefährden Pseudo-Revolutionäre vom Schlage der Kleinbürger Willich und Schapper den gesamten Bund der Kommunisten durch ihre lautstarken Reden vom sofortigen „Losschlagen". Ja, diese Revoluzzer gehen in ihrer gefährlichen Verranntheit so weit, daß sie in Amerika Geld für die Anschaffung von Waffen sammeln, und von dort her hat die Sicherheitsabteilung des belgischen Justizministeriums einen Wink bekommen. Aber die sächsische Polizei hat nun nicht Anhänger der willich-schapperschen Fraktion, sondern zufällig Peter Nothjung, einen Anhänger des Dr. Marx, gefaßt und sofort weitere elf Personen verhaftet, deren Adressen bei Nothjung gefunden wurden und die er offensichtlich anlaufen wollte, um diese Mitglieder des Bundes vor revolutionären Spielereien zu warnen.

Hinkeldey, der Polizeipräsident von Berlin und Vorgesetzte Stiebers, schickt seinem hoffnungsvollen Assessor sofort Abschriften der bei Nothjung gefundenen Papiere nach London. Mit großem Geschrei beginnt die Presse Preußens eine Kampagne zur Vorbereitung eines sensationellen Kommunistenprozesses, das heißt, man will Leute wegen Umsturz verurteilen, die gegenwärtig gar keine Revolution machen wollen und denen man nur vorwerfen kann, daß sie eine Philosophie der Revolution besitzen. Stieber soll von London aus entsprechende Unterlagen beschaffen, die die „verbrecherischen Umtriebe" der Kommunisten beweisen. Immerhin ist man sich auch im preußischen Justizministerium klar, daß das bisher vorliegende Material nicht zu einem Prozeß, geschweige denn zu einer Verurteilung ausreicht, aber dort, wo die „Dunkelmänner und Mörder" ihre Zentrale haben, d. h. in London, da muß sich doch kompromittierendes Material finden lassen.

Stieber geht in seinem Londoner Zimmer auf und ab. Er schmiedet einen Plan. Einen phantastischen, echt stieberschen Plan. Er will den Plan mit Hinkeldey in Berlin durchsprechen. Major Paschal muß ihn für eine Woche beurlauben, er will nach Berlin fahren. „Ich werde Ihre Bitte um Urlaub meiner vorgesetzten Dienststelle zuleiten", sagt Major Paschal. „Sie bekommen Antwort in der preußischen Gesandschaft."

Aber Stieber bekommt nicht in der preußischen Gesandschaft die Antwort, sondern in einem stillen Lokal im Stadtteil Temple-Bar, dem

Stammlokal seiner Zusammenkünfte mit dem preußischen Gesandtschaftsschreiber Albertz, der für ihn arbeitet und monatlich von der Berliner Polizei eine kleine „Rente" bezieht. „Es sieht nicht gut aus", sagt Albertz leise. „Dein größter Feind in London ist der preußische Gesandte von Bunsen. Er weiß, daß wir beide befreundet sind, aber er weiß natürlich nicht, daß ich zu deinen Leuten gehöre. Er hat mich beauftragt, dir die Antwort des englischen Innenministeriums mitzuteilen, da er dich nicht in der Botschaft zu empfangen wünscht. Du kannst also nach Berlin fahren, keiner hält dich fest. Er sagt, ihr könnt alle nach Berlin fahren, die ganze preußische Polizistentruppe. Was ihr aber nicht könnt, ist, wieder zurück zu kommen, zumindest nicht als Polizisten der Kompanie Paschal. Wenn ihr das aber doch wollt, müssen auf dem üblichen diplomatischen Weg Verhandlungen geführt werden, also zwischen dem preußischen Gesandten und der englischen Regierung. Dabei dürfte die Plakat-Angelegenheit zur Sprache kommen. Das wird unangenehm werden. Bunsen wird euch nicht unterstützen. Ihr seid auf höfliche Weise ausgewiesen. Ade, du schönes englisches Polizistengehalt!"

„Schweinerei", schimpft Stieber. „Ist denn Bunsen ein Freund der Kommunisten?"

Albertz lacht.

„Das ist er nicht. Er ist natürlich *für* den Kommunistenprozeß. Aber er möchte, daß in diesem Prozeß die Kommunisten zerschmettert werden und nicht preußische Polizei. Was willst du denn in der Nothjung-Sache für Material herbeizaubern? Dieser Dr. Marx ist ein verdammt schlauer Mann und ein glänzender Journalist." „Wir sind auch schlaue Leute, davon werde ich euch alle überzeugen! Paß auf. Wir machen das so. Wir fahren alle nach Berlin zurück, nur Leutnant Greiff bleibt hier. Als privater Mann. Er wird sich mit dem weniger fetten preußischen Polizistengehalt begnügen müssen. Du und er führen die Sache hier in London weiter, und zwar schicke ich die Anweisungen an dich. Ich sage Greiff Bescheid, daß er dir unterstellt ist. Ich habe noch ein paar private Leute in London, die ich Greiff unterstellen werde. Du wirst sie im Verlauf der Aktion kennenlernen, falls du sie nicht schon kennst."

„Ich kenne nur den Einbrecher Reuter. Hoffentlich hast du auch einen guten Dokumentenfälscher."

„Laß das nur meine Sache sein", sagt Stieber lächelnd.

Sie trennen sich. Fünf Polizisten und Stieber fahren nach Berlin zurück, Greiff bleibt in London. Schon eine Woche später sitzt Albertz in demselben Lokal mit Greiff und Reuter zusammen.

„So ein Glück wie du möchte ich auch mal haben", sagt Albertz zu Reuter. „Stieber hat dich dazu bestimmt, bei Oswald Dietz einzubrechen und ihm nach und nach Stück für Stück der eingehenden Korrespondenz zu stehlen." „Bei Oswald Dietz? Der wohnt ja eine Etage über mir. Bin ich deshalb dort einquartiert worden?" „Was denkst du denn? Oswald Dietz ist Sekretär bei den Kommunisten, deshalb hat man dich in die Wohnung unter ihm gesetzt. In nächster Zeit werden bei Oswald Dietz Briefe eingehen, die in Berlin gebraucht werden. Besorg dir einen Wachsabdruck von seinem Schlüssel. Aber du gehst erst hinein, wenn ich es dir sage. Verstanden?"

Stiebers Plan ist genau ausgetüftelt. Aber in seinem Drang, die Kommunisten zu fangen, wirft er alle Gruppierungen in einen Topf. Oswald Dietz ist nämlich Sekretär der Gruppe Willich-Schapper und hat mit Dr. Marx nichts zu tun. Aber dem Stieber ist das schnuppe. Kommunisten sind eben Kommunisten, ob sie heute losschlagen oder morgen, das läuft auf dasselbe hinaus.

Stieber fährt nach Paris. Er hat dort einen Mann namens Schmidt alias Fleury, einen ihm ergebenen und wohldressierten Herrn, dem in Stiebers Plan eine wichtige Rolle zugedacht ist.

Es bedarf keiner großen Anstrengungen für Schmidt, um sich ins Vertrauen eines gewissen Cherval zu setzen, eines Sektionsleiters der Willich-Schapper-Gruppe in Paris. Er gibt sich als politischer Flüchtling aus, der 500 Taler der deutschen Willich-Schapper-Gruppe dem polizeilichen Zugriff entzogen und in Köln zuverlässig deponiert habe. Ein paar umstürzlerische Redereien, und schon ist Schmidt Chervals Mann. Daß Cherval, der eigentlich Joseph Krämer heißt, ebenfalls ein Mann Stiebers ist und sich schon vor längerer Zeit in die Willich-Schapper-Gruppe hineinschwatzte, weiß Schmidt ebensowenig, wie Cherval weiß, daß auch Schmidt Stiebers Mann ist. Stieber will, daß einer nichts vom andern weiß, damit sie möglichst unbelastet und natürlich spielen. Stieber hält sich auf diese „realistische Methode" viel zugute.

„Du mußt jetzt vier Wochen lang ab sofort umstürzlerische Briefe an Oswald Dietz nach London schreiben", sagt Stieber zu Cherval. „Das wird dir nicht schwerfallen. Schreibe ihm, daß in Leipzig, Dresden und Berlin der Kampf aufgenommen werden soll."

Cherval tut, wie ihm befohlen. Reuter, der Einbrecher von Stiebers Gnaden, kassiert in London diese „höchst bedeutsamen Dokumente" in der Dietzschen Wohnung, ohne dem Türschloß ein einziges Mal Gewalt anzutun.

Nach vier Wochen sagt Stieber zu Cherval:

„Jetzt hast du genug Briefe an Dietz geschrieben. Ich verhafte dich hier in Paris und sorge für deine Auslieferung an die preußische Polizei. Aus dem preußischen Gefängnis hole ich dich heraus, mach dir keine Sorgen. Natürlich kann ich dich nicht einfach verhaften, ich bin ja Ausländer. Du machst also auf mich einen Überfall in meiner Wohnung. Wir werden uns ein bißchen schlagen. Die Pariser Polizei wird sehr schnell zur Stelle sein. Das Ganze soll die Glaubwürdigkeit der Dietz-Briefe erhöhen. Im

letzten Augenblick, kurz vor deiner Verhaftung, wirst du versuchen, einen Zettel zu verschlukken. Damit die Sache dramatisch wird. Meine Frau wird bei der Schlägerei zugegen sein, die Pariser Zeitungen lieben solche Geschichten. Meine Frau wird versuchen, dir den Zettel aus dem Mund zu reißen, sie wird also in deinen Mund greifen. Du wirst sie beißen, aber bitte, mit Takt, vergiß nicht, es ist die Frau deines Vorgesetzten. Die Sache muß sich noch in dieser Woche abspielen. Verhalte dich aber, bis ich dich aus dem Gefängnis heraushole, wie ein Revolutionär und quatsch nicht über unsere Abmachung, sonst bleibst du im Gefängnis, mein Lieber." Zu Chervals größter Verwunderung hält ihm noch sein neuer Freund Schmidt aus Köln am selben Tag eine merkwürdige Rede.

„Es ist ein preußisches Polizeischwein aus Berlin in Paris, er heißt Stieber. Ich habe das durch Zufall herausbekommen. Ich weiß auch, wo er wohnt. Wollen wir morgen um vier Uhr nachmittags in seine Wohnung gehen und ihm eine Tracht Prügel verabfolgen?"

Cherval zuckt zusammen. Er sieht mißtrauisch Schmidt an. Er hat Schmidt vor acht Tagen Namen und Adresse eines Vertrauensmannes in Köln gegeben, der die 500 Taler übernehmen soll. Ist Schmidt echt oder unecht? Hat Stieber das nötig, auf diesem Umweg den Vertrauensmann der Willich-Schapper-Gruppe in Köln zu ermitteln? Nein, er hat es nicht nötig, denn er hätte ja nur ihn, Cherval, zu fragen brauchen. Also ist Schmidt echt.

Stieber erhält noch am selben Tag vom Portier des Hauses, in dem er wohnt, einen Briefumschlag. Auf dem eingeschlossenen Zettel stehen die Worte: „Morgen um vier Uhr. Cherval."

Am nächsten Nachmittag um vier Uhr sind Cherval und Schmidt unterwegs zu dem Haus, in dem Stieber wohnt. Cherval mit gemischten Gefühlen. Ein verdammter Beruf! Er wird dem Stieber eins verpassen, er hat ja den dienstlichen Auftrag dazu. Ist Schmidt echt? Ist er unecht?

„Wir werfen den Kerl in die Seine", sagt Schmidt unterwegs. Er scheint demnach echt zu sein.

Vor der Tür des Hauses, in dem Stieber wohnt, sagt Schmidt: „Du gehst hinauf, ich warte unten. Am besten, du fragst nach Herrn Sperling. Wenn Stieber dann sagt, er heiße nicht Sperling, sondern Stieber, dann hast du den Kerl jedenfalls gesehen, und wir können ihn uns später vorknöpfen." Und er fügt hinzu: „Noch etwas. Dein weißer Hut fällt auf, er ist zu demokratisch. Tauschen wir die Hüte, setze meinen schwarzen auf."

Sie tauschen die Hüte. Cherval geht verwundert die Treppe hinauf. Woher wußte Schmidt, daß Cherval die Treppe allein hinaufgehen soll? Oben in der Wohnung Stiebers kommt es zu der verabredeten Rauferei. Cherval wird verabredungsgemäß grob, ein paar verabredete Faustschläge werden ausgetauscht, die überplanmäßig hart ausfallen. Sofort betreten Kerle der Pariser Polizei das Zimmer, die in den hinteren Räumen gewartet haben. Jetzt muß das Zettelchen verschluckt werden. Was tut man nicht alles als Polizeiagent! Der häßlichen ältlichen Germanin an Stiebers Seite, die ihm in den Mund greift, beißt Cherval kräftig in die Finger, so daß sie laut aufschreit. Cherval wird von französischen Polizisten abgeführt und an die preußische Grenze abgeschoben, wo ihn die preußische Polizei in Empfang nimmt. Der Polizeichef von Paris hat Grund zum Schmunzeln. Er erfährt von Stieber, daß Schmidt preußischer Polizeiagent ist und sofort zu der ahnungslosen Frau Chervals lief, um sie mittels des ihrem Manne gehörenden Hutes davon zu überzeugen, daß Cherval in höchster Gefahr sei und daß es gut wäre, ihm, Schmidt, die gesamten Papiere der Pariser Willich-Schapper-Sektion herauszugeben, damit er sie in Sicherheit bringe, denn man müsse mit einer Haussuchung rechnen. Die „Sicherheit" der Papiere Chervals endete dann in Stiebers Wohnung.

Aber zwei Monate später erfährt dieser Pariser Polizeichef, mit welchen Methoden Stieber arbeitet. Stieber ist längst abgereist. Man berichtet dem Monsieur Polizeichef zuverlässig aus London, daß Cherval in Wirklichkeit Joseph Krämer heißt, wie Schmidt ein Agent Stiebers ist und daß er aus dem Gefängnis in Köln nach acht Tagen mit Hilfe der Polizei entflohen ist und jetzt als „Flüchtling" in London weilt zur weiteren Verfügung Stiebers in der unbelehrbaren Willich-Schapper-Gruppe. Der Polizeichef von Paris staunt. Er beschließt, von Stieber zu lernen und dessen „realistische" Methoden zu übernehmen.

Aber auch die „neuen" Unterlagen Stiebers werden von den preußischen Justizbehörden als unzureichend bezeichnet. Diese „Beweise" nämlich beziehen sich auf Leute, die weder verhaftet sind noch angeklagt werden sollen. Und immer noch ist nicht bewiesen, daß Dr. Marx in London und seine Anhänger den preußischen Staat und seinen König gefährden. Es ist die zweite Blamage Stiebers. Man wartet in der ganzen Welt auf den lauthals angekündigten preußischen Kommunistenprozeß. Der preußische König und seine Regierung legen größten Wert auf den erfolgreichen Ablauf dieses Spektakulums. Man wünscht, daß die im Volk schwelende Unzufriedenheit von einem „kommunistischen Ungeheuer organisiert" erscheint und keineswegs notwendig mit den Verhältnissen in der preußischen Gesellschaft zusammenhängend. Der befürchtete Versuch einer Wiederholung der Revolution von 1848 soll durch drakonische Strafen in diesem Prozeß im Keime erstickt werden. Aber Stiebers Materialien reichen nicht aus, um das Gericht, das ja die wachsamen Augen der internationalen Öffentlichkeit einkalkulieren muß, von der Schuld der Angeklagten zu überzeugen.

Stieber wird langsam klar, worauf es ankommt: Er muß der Gruppe Marx eins auswischen. So

entsteht sein dritter Plan, der auf der Tatsache basiert, daß der Dokumentenfälscher Hirsch, der sich in London aufhält und kurze Zeit der Gruppe Marx angehörte, ein Agent Stiebers ist. Zu seiner Unterstützung schickt Stieber noch Schmidt alias Fleury nach London, der sich in Paris als „Revolutionär" gut bewährte.

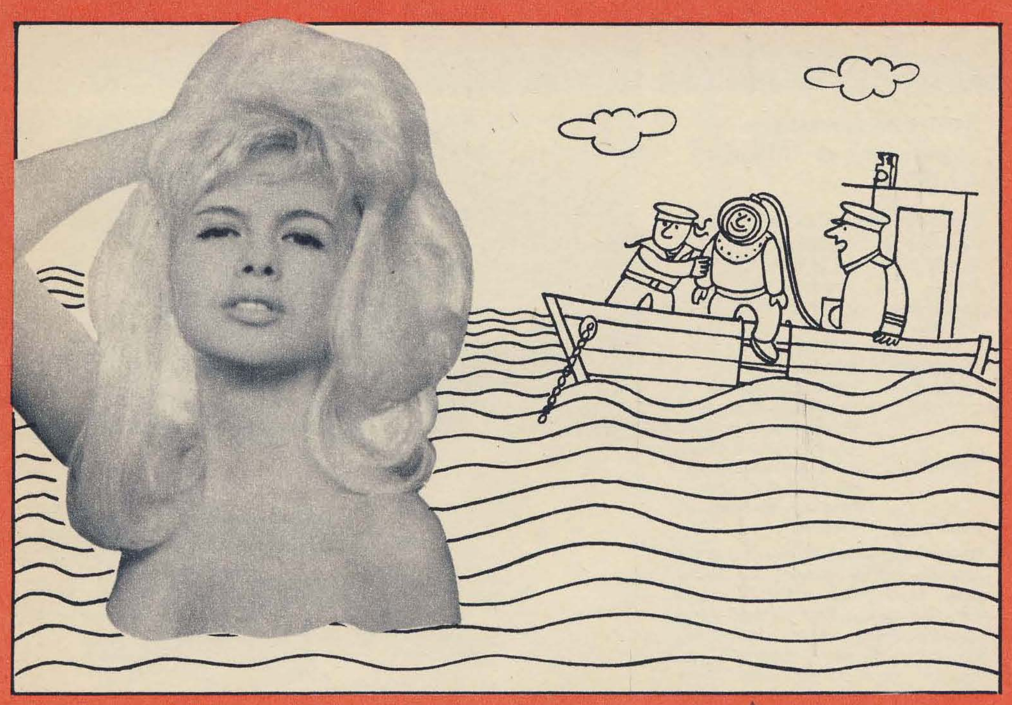
Hirsch taucht Anfang Dezember, als sich Nothjung und seine elf Mitverhafteten bereits sieben Monate in Untersuchungshaft befinden, bei der „Gesellschaft Marx" auf und gibt sich als kommunistischen Flüchtling aus. Man ist vor ihm zwar gewarnt worden, will sich aber eine eigene Meinung über den jungen Mann bilden und duldet ihn zunächst. Die Sitzungen der Gesellschaft finden jeden Donnerstag statt. Auf einer solchen Sitzung wird ein Brief aus Deutschland verlesen und unabhängig davon eine Frau Dr. Daniel erwähnt. Von Stund an läßt sich Hirsch nicht mehr blicken. Man erfährt aber einige Zeit später, daß die Polizei bei Frau Dr. Daniel in Dresden eine Haussuchung vorgenommen habe, mit der Begründung, ihr Brief an Dr. Marx sei in London auf einer Sitzung der Gesellschaft Marx verlesen und Marx mit der Beantwortung des Briefes betraut worden. Hirsch wird sofort aus der Londoner Gruppe ausgeschlossen, man verlegt die Sitzungen der Gruppe auf den Mittwoch und wechselt das Lokal. Als dann mit großem publizistischen Lärm vom preußischen Anklagevertreter das „Originalprotokollbuch" der Marx-Gruppe herausgegeben wird und gleich auf der ersten Seite von jener Sitzung die Rede ist, auf der angeblich der Brief der Frau Dr. Daniel verlesen worden sei, weiß Marx sofort, wer dieses „Originalprotokollbuch" verfaßt hat.

In der Tat, Hirsch und Fleury haben sich in Stiebers Auftrag größte Mühe gegeben, und Stieber hat wieder einmal „sensationelle Materialien" der Polizei zum Kommunistenprozeß angekündigt. Aber wieder hat Stieber Pech. Die Sitzungen der Gruppe sind falsch datiert, nämlich auf den Donnerstag, während sie bereits in der fraglichen Zeit mittwochs stattfanden. Darüber gibt der Wirt des Lokals vor dem Londoner Magistrat eine eidesstattliche Erklärung ab. Diese Erklärung, zusammen mit der eidesstattlichen Erklärung von Dr. Marx, niemals einen Brief mit Frau Dr. Daniel gewechselt zu haben, ferner amtlich beglaubigte Unterschriftsproben der angeblichen Protokollführer, die erheblich von den Unterschriftsfälschungen des Hirsch abwichen, werden von London aus auf geheimen Wegen dem Verteidiger der Angeklagten zugestellt. Der preußischen Polizei, die alle aus London eintreffenden Briefe öffnet, gelingt es nicht, die gute Versorgung des Advokaten Schneider mit Verteidigungs-Dokumenten zu verhindern. Ein geachteter preußischer Bürger leistet unerwartet Schützenhilfe: Justizrat Dr. Müller in Köln, der Vater von

Illustrationen: Karl Fischer



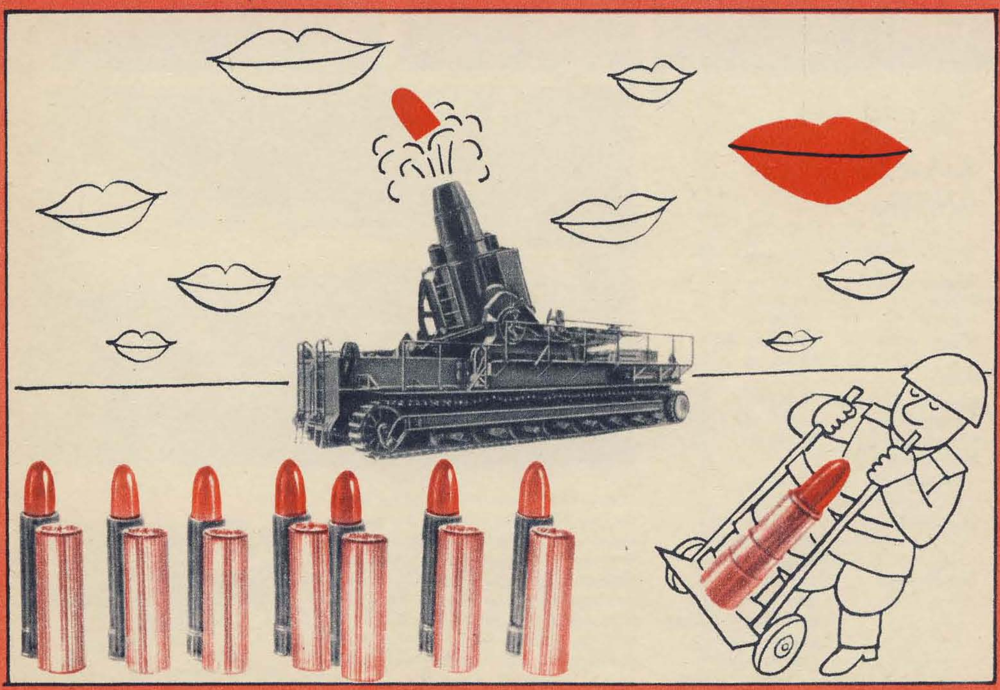
Frau Dr. Daniel, erklärt in der „Kölnischen Zeitung", daß seine Tochter nie mit Marx korrespondiert habe und daß das „Originalprotokollbuch" des Stieber eine „Mystifikation" sei.
Der Prozeß ist bereits eröffnet worden: Am 4. Oktober 1852. Als er am 12. November endet, ist das „Originalprotokollbuch" inzwischen restlos kompromittiert und vor der Weltöffentlichkeit als simple Polizeifälschung entlarvt. Juristisch müßten die Angeklagten freigesprochen werden, aber man kann die Freisprechung aus politischen Gründen nicht zulassen, denn sie käme einer Verurteilung der preußischen politischen Polizei und ihrer Regierung gleich. Die Geschworenen, sorgfältig ausgewählte Leute, helfen aus der Verlegenheit. Sie fällen den Spruch: Schuldig. Trotz der juristischen Widersinnigkeit des Prozesses, dessen Ablauf die ganze Welt mit höchster Spannung verfolgt hat, werden die Angeklagten zu hohen Freiheitsstrafen verurteilt. Acht Jahre nach diesem ersten Kommunistenprozeß in der Welt wird der inzwischen zum Polizeidirektor beförderte Stieber eingesperrt und wegen „rechtswidriger Freiheitsentziehung und widerrechtlicher Nötigung zur Zahlung einer bedeutenden Geldsumme" verurteilt. Er hatte sich nämlich angewöhnt, störende Rivalen bei seinen Grundstücksspekulationen ins Gefängnis zu werfen und von ihnen hohe Lösegelder zu verlangen.
Dieser Ahnherr der professionellen Kommunistenjäger legt auch das persönliche Charakterbild für alle seine Nachfolger fest. Seine Karriere scheint zunächst beendet. Aber unter Bismarck beginnt ein neuer Aufstieg. Der „eiserne Kanzler" beauftragt ihn mit der Bildung und Leitung einer geheimen Feldpolizei für Preußens kriegerische Unnehmungen, läßt ihn „Geheimer Regierungsrat" werden und das „Zentralnachrichtenbüro beim Staatsministerium" zur Bespitzelung der fortschrittlichen Kräfte gründen. Der russische Gesandte in Berlin macht ihn zum Beschützer des Zaren bei dessen Aufenthalten in Deutschland und übergibt ihm die Verfolgung „politischer Verbrechen gegen den russischen Staat auf deutschem Boden". In Berlin, Ems und Paris begleitet er als russischer Beamter Alexander II. und erhält für seine Verdienste um den Zarismus den Annenorden II. Klasse mit Brillanten, später dazu den Stern zum Stanislaworden. Erst 1874 scheidet der reich gewordene Grundstücksspekulant aus der Staatsmaschine aus und setzt sich als Millionär zur Ruhe.
Sein Geist lebt weiter in Hunderten von Kommunistenprozessen überall in der Welt, die wie der Reichstagsbrandprozeß oder der Mord an Ethel und Julius Rosenberg immer wieder große Ähnlichkeit mit dem seinerzeit in Köln veranstalteten Spektakulum haben.



Feuer

Collagen:
Paul Klimpke





ARMEE-RUNDSCHAU 4/1970 | TYPENBLATT | FLUGZEUGE

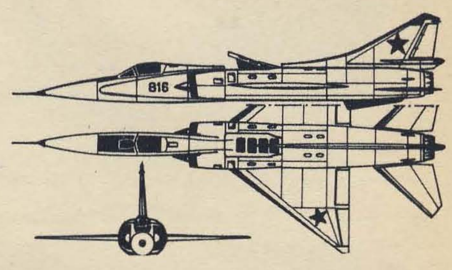
Schweres Kurzstart-Jagdflugzeug / Mikojan (UdSSR)



Taktisch-technische Daten:

Spannweite	9,95 m
Länge	20,20 m
Höhe	5,15 m
Startmasse	16 000 bis 18 500 kg
Höchst-geschwindigk.	2 950 km/h
Gipfelhöhe	29 000 m
Triebwerk	1 Strahlturbine mit 13 500 kp Schub als Marschtriebwerk sowie mehrereHubtriebwerke
Bewaffnung	Luft-Luft-Lenkraketen oder Luft-Boden-Raketen und Bomben
Besatzung	1 Mann

Diese Mikojan-Konstruktion ist ein Allwettermehrzweckjäger, der für Abfang-, Tiefangriffs- und Aufklärungsaufgaben eingesetzt werden kann. Mit einer Start- und Landestrecke von 180–200 m ist das Flugzeug unabhängig von ausgebauten Startbahnen.



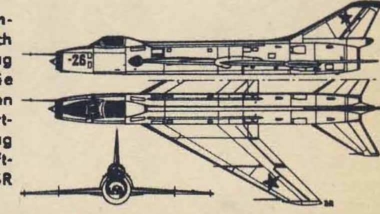
ARMEE-RUNDSCHAU 4/1970 | TYPENBLATT | FLUGZEUGE

Suchoj SU-7 (UdSSR)

Taktisch-technische Daten:

Spannweite	9,80 m
Länge	16,80 m
Höhe	4,90 m
Fluggewicht	12 250 kg bis 13 500 kg
Höchst-geschwindigkeit	2 235 km/h
Steigleistung	180 m/s
Gipfelhöhe	20 000 m
Reichweite	
– ohne Zusatztanks	2 000 km
– mit Zusatztanks	2 600 km
Triebwerk	1 Strahlturbine mit maximal 10 000 kp Schub
Bewaffnung	2 × 30-mm-Kanonen, versch. Lenkwaffenkombinationen und Bomben
Besatzung	1 Mann

Die SU-7 ist ein Allwetterjagdbomber der Frontfliegerkräfte, der jedoch auch als Mehrzweckjagdflugzeug eingesetzt werden kann. Durch die Verwendung von Starthilfsraketen werden ausgezeichnete Kurzstart-Eigenschaften erreicht. Das Flugzeug wird in großer Zahl bei den Luftstreitkräften der UdSSR, der ČSSR und Volkspolens eingesetzt.



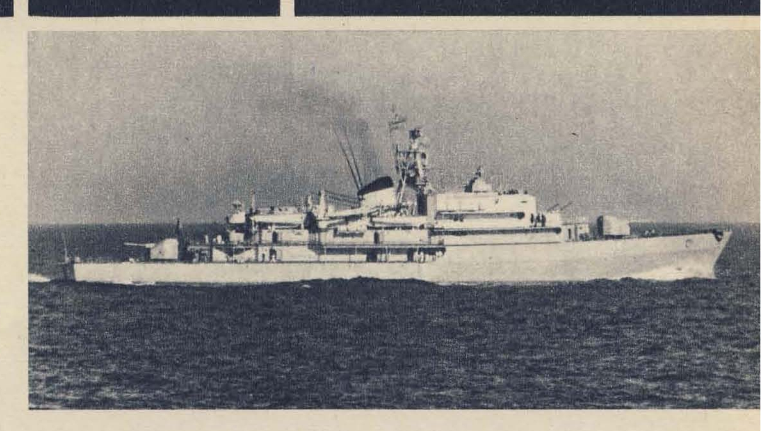
ARMEE-RUNDSCHAU 4/1970 | TYPENBLATT | KRIEGSSCHIFFE

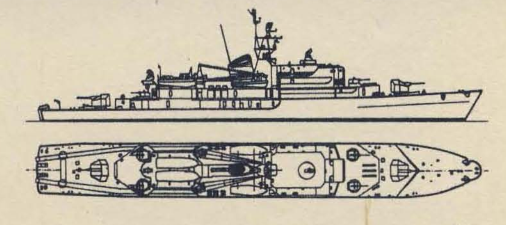
Begleitschiff Typ Rhein (Westdeutschland)

Taktisch-technische Daten:

Wasserverdräng.	1 850 ts bis 2 200 ts
Länge	98,6 m
Breite	11,8 m
Tiefgang	3,4 m
Höchstgeschwindigk.	22 sm/h
Marschgeschwindigk.	15 bis 18 sm/h
Antrieb	6× Maybach-Diesel mit je 2 330 PS; 2 Schrauben
Bewaffnung	2×100-mm-Allzielgeschütze; 4×40-mm-Flak in Einzellafette; elektronische Ausrüstung
Besatzung	98 Mann (zus. Wohnraum für 200 Mann)

Die Begleitschiffe des Typs Rhein gehören zur Unterklasse der TS-Boot-Begleiter. Zu je 10 Booten gehört ein Begleitschiff.





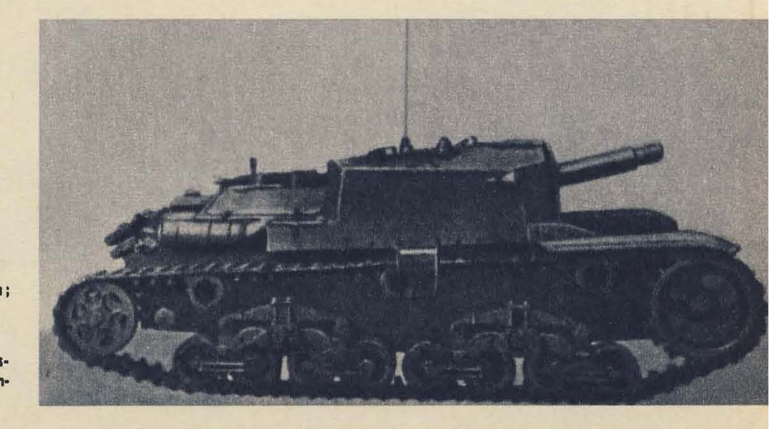
ARMEE-RUNDSCHAU 4/1970 | TYPENBLATT | PANZERFAHRZEUGE

SFL 13/40 (75/18) Carro semovente (Italien)

Taktisch-technische Daten:

Masse	13,1 t
Länge	4 910 mm
Breite	2 200 mm
Höhe	1 850 mm
Höchstgeschwindigkeit	31 km/h
Fahrbereich	200 km
Panzerung	bis 35 mm
Kletterfähigkeit	2 100 mm
Watfähigkeit	1 000 mm
Steigfähigkeit	40°
Motor	Fiat 15 T, 8-Zyl.-Diesel, 125 PS
Bewaffnung	1 Haubitze 75 mm; 1 MG 6,5 mm
Besatzung	3 Mann

Die SFL wurde als Unterstützungswaffe für Infanterie- und Panzereinheiten verwendet.





Ein sehr ferner Tag

Fortsetzung von Seite 14

Simon Adamowitsch ließ das Büchlein auf die Knie sinken. Sein Herz pochte ungestüm. Wie lange war das schon her! Und doch schien es ihm, dies alles sei eben erst hier, neben ihm, geschehen! Er faßte sich unwillkürlich an die Schulter... Wer hatte das denn alles in Erinnerung behalten und aufgezeichnet? Wer hatte das den Menschen weiterberichtet? Gewiß war es der Uniformierte oder der Fahrer gewesen, und alle, die damals im Lazarett gelegen hatten. Später haben sich wohl Schriftsteller damit befaßt, denn die sammelten ja jedes Körnchen, fragten beim Volk herum...

„Und er äußerte kein einziges Wort der Unzufriedenheit, brachte keine Beschwerde vor! Welch prächtige, dankbare, aufopferungsvolle Menschen! Ganz jung war er noch!" Lenin stand einige Sekunden lang wie in militärischer Haltung da, dann trat er rasch auf den Wirtschaftsleiter zu und fragte: „Na, Sie zum Beispiel, haben Sie Phantasie? Dann stellen Sie sich mal an seiner Stelle vor, wie Sie mit Gewehr und Tornister auf dem Buckel Dutzende von Werst zurücklegen bei herbstfeuchtem Wetter! Es gibt Signal zum Angriff, Sie werden beschossen, mit Granaten übersät! ... Sie haben einen Splitter abbekommen, sind ins Lazarett geraten, wo man Ihnen die nasse, zerrissene Kleidung abnimmt ... vielleicht ist sie auch noch blutgetränkt ... Da liegen Sie einen Monat, drei oder gar fünf, ich weiß nicht wie lange ... Sie ringen mit dem Tode ... Irgendwie kommen Sie wieder auf die Beine und dann halst man Ihnen dieselben Kleider wieder auf... schmutzig, zerknittert, schäbig und zerrissen!"

„Wir geben ihnen die alte Ausrüstung wieder aus ... haben doch keine andere ..." stammelte der Wirtschaftsleiter.

„Ich will keine Rechtfertigung hören! Dafür gibt es keine und kann es keine geben!" Lenins Augen sprühten Funken. „Sie wurden hier als sachlicher und tatkräftiger Mann charakterisiert, der das Vertrauen rechtfertigt und in die Partei aufgenommen wurde. Wie können Sie denn so schick und militärisch herumlaufen, in Riemenzeug und Portepee, wenn unsere Helden, die Verteidiger und Beschützer der Revolution, die ihr Leben eingesetzt haben, in schmutzigen Lappen von euch gehen! Ja, jawohl, in schmutzigen Lappen!" wiederholte er wütend. „Wir können sie nicht neu einkleiden! Wir haben noch ganze Regimenter, die in Bastschuhen kämpfen! ... Aber die uns anvertrauten Sachen in Ordnung bringen und versuchen, sie zu waschen, zu reinigen und auszubessern und zu bügeln — sind Sie nicht dazu verpflichtet? Ist das so schwierig? Ja, natürlich! Aber wir haben größere Schwierigkeiten als diese, und die überwinden wir auch! Wie werden bei Ihnen die Papiere aufbewahrt?" fragte er plötzlich unvermittelt. „Bei der Einlieferung werden Ihnen doch gewiß auch wichtige Dokumente, Briefe und Gelder abgegeben, ja?" Er wartete auf Antwort und sah dabei dem Wirtschaftsleiter in die Augen. „Offenbar werden sie überhaupt nicht aufbewahrt, wie? Unterm Kissen oder unter der Matratze verwahren sie's, wie es scheint?!"

Auch das hatte er erfahren! Aber wie? ... So war es aber wirklich gewesen! Unterm Kissen oder unter der Matratze versteckt haben wir unsere Habe! Manchmal kamen Sanitäter saubermachen, aufbetten — und dann flog alles auf einen großen Haufen, was ihnen in die Hände fiel. Später saßen wir dann beisammen und entwirrten, was zu wem gehörte. Und wie mochte es dem Wirtschaftsleiter zumute gewesen sein? Welch ein Moment in seinem Leben?! Lenin, Iljitsch selber brennt einem die Seele aus mit solchen Worten! Da stand es schwarz auf weiß geschrieben, daß der Wirtschaftsleiter die Hände rang!

„Nun hören Sie schon auf! Schämen Sie sich nicht?" Lenin trat dicht an den Wirtschaftsleiter heran. „Sie sollten lieber gleich, in dieser Sekunde noch, an die Arbeit gehen! Möge Ihnen die ganze Sache keine Ruhe geben. Sie sollten Gewissensbisse haben und sich quälen, bis Sie alles erledigt haben! Erst dann sind Sie berechtigt, sich Kommunist zu nennen! — Und Sie, Genosse mit der tadellosen Klassenzugehörigkeit", wandte er sich an den Kommissar, „meinen Sie nicht, daß es in Ihrer Arbeit noch... wie soll man das am besten ausdrücken... kleinbürgerliche Überreste gibt, nicht wahr? Ganz unabhängig von Wandzeitungen, Verfügungen und Losungen!" — „Nein, ich bin nicht der Meinung.. das heißt, ich hab' noch nie daran gedacht!" Des Kommissars Gesicht war dunkelrot, seine Falten traten deutlicher hervor, „was soll ich Ihnen antworten, Genosse Lenin? Sie haben recht! Ich kann nur sagen...", fügte er dumpf hinzu, „daß ich mich selbst zur Verantwortung ziehen werde ... und nicht allein deswegen!"

Lenin sah ihn aufmerksam an, dann blickte er auf seine Uhr und sagte zum Kommissar: „Ich habe nur wenig Zeit, doch möchte ich unsere Genossen sehen, die Verwundeten und die Genesenden. Wie könnte man das einrichten, ohne sie groß zu beunruhigen?" ...

... Lenin zupfte seinen weißen Kittel (in sowjetischen Krankenhäusern müssen Besucher weiße Kittel überziehen, bevor sie Patienten besuchen) zurecht und trat behutsamen Schritts durch die weit geöffnete Tür des Speisesaals. Aus Betten und Bahren scholl ihm Beifallsklat-

schen entgegen, wer sich irgend erheben konnte, stand auf. Ärgerlich winkte Lenin ab. Inzwischen stellte ihm der Wirtschaftsleiter einen Stuhl und ein Tischchen auf. Lenin wandte sich nur halb ihm zu und sagte rasch: „Nicht nötig! Ich bleibe stehen! Nehmen Sie bitte auch das Tischchen weg!“

Nach und nach beruhigte sich um ihn herum das Rumoren, alle hatten sich gesetzt, nur Stühle, Bänke und Schemel knarrten ab und an, dann verstummte auch das letzte Geflüster. Die Stille kam in Wellen, wie in unregelmäßigen Stößen. Endlich herrschte völlige Stille, in der man ein Streichholz zu Boden fallen hören kann. Der neben Lenin stehende Kommissar sah ihn verstohlen an. Ihm war anzumerken, daß er gern ein paar einleitende Worte gesagt hätte, aber wer wagte diese Stille zu brechen? Stumm blickte Lenin in die Gesichter, in Dutzend Gesichter, junge, hagere wie ausgezehrte Gesichter!

„Wie fühlt ihr euch, Genossen? Wie gesundet ihr! Wie geht es euch hier?“

Da erhob sich ein Rotarmist mit verbundenem Kopf und sagte:

„Ich will in meinem Namen sprechen, Genosse Lenin ... ich meine ... im Namen aller Genossen.“ Er sprach gemächlich, schien nicht einmal erregt, doch häufig hielt er inne, und dann bewegten sich seine Kaumuskeln unruhig. „Ich möchte so sagen: Wir leben, wie's die Zeit mit sich bringt. Der Grützbrei ist dünn und die Zutat nicht besonders ...“

„'n schlechter Wortführer bist du für uns!“ ließ sich eine rauhe Stimme vernehmen. „Murmelst hier was von Grützbrei und so. Darum geht's doch gar nicht!“

„Nein, auch um den Brei geht es hier!“ warf Lenin nachdenklich ein. „Noch nicht so bald, aber eines Tages werden wir gar nicht mehr darüber reden ... Bitte fahren Sie fort, Genosse!“

„Ich hab's anders gemeint“, sprach der Soldat mit verbundenem Kopf weiter. Er suchte mit den Augen den, der ihn unterbrochen hatte. „Wollte ausdrücken, daß der Grützbrei also ... mag er sein wie er will ... in unserem Leben seinen Platz einnimmt ... nichts weiter! Scherzhafterweise sagen wir unter uns zwar, daß wir frontuntauglich sind, aber nur, um uns zu trösten! Und doch, Genosse Lenin, wissen und bedenken wir immer, daß wir noch tauglich sind ... und je nach Genesungsgrad wollen wir wieder unseren Platz in den Einheiten einnehmen, je nach Waffengattung ...“

Simon Adamowitsch sprang auf, rieb sich die Stirn: Mit 'nem verbundenen Kopf?! Das ist Paltschikow Grigori gewesen! Hatte solch komischen Familiennamen und kriegte sich immer in die Wolle mit dem Wirtschaftsleiter ... Sie waren beide etwas reizbar! Paltschikow! Sieh mal an, was für'n Prachtkerl! Das hat er gut gesagt! Aber da hat noch einer ums Wort gebeten ...

„Ein untersetzter Rotarmist mit nachwachsenden hellen Haaren, die seinen bläulichen Teint unterstrichen, sprach schnell drauflos, als fürchte er, man könnte ihn unterbrechen. „Genosse Lenin! Ich habe eine Kugelwunde in der Kniescheibe. Nicht lebensgefährlich, aber langwierig ... Aber ich will ja was ganz anderes sagen! Ich bin Drucker, Schriftsetzer. Hab' in der Iswestija-Druckerei gearbeitet, und mit diesen meinen Händen die Bulletins nach dem heimtückischen Attentat der Sozialrevolutionärin auf Sie gesetzt ...“

Nanu, das ist doch mein Bettnachbar! Der mir den Stadtplan damals gezeichnet hat! Halt, wie hieß er denn bloß?! Kann mich nicht erinnern ... Dem möcht' ich jetzt nochmals begegnen!

„Wir Drucker haben zuerst von Ihrem Zustand erfahren. Sind oft noch in der Druckerei 'rumgesessen, weil wir immer noch aufs Bulletin warteten ... Wie geht es Ihnen jetzt, Genosse Lenin? Ich hab' erfahren, daß Sie sich auch jetzt nicht schonen und überall sprechen und mittendrin sind in den Ereignissen. Und keinen Begleitschutz sieht man bei Ihnen?! Ich möchte noch fragen“, sagte er weiter, die Stirn mit seinem Krankenkittel reibend, „schließlich sind wir hier unter uns ... Gewiß, man erklärt uns die momentane Lage; der Genosse Kommissar führt Politausspachen durch und gibt auch Zeitungen aus ... Aber wir möchten doch gern mal direkt von Ihnen erfahren, wie es jetzt steht!“

„Gut! Ich werde diese Fragen beantworten“, sagte Lenin lächelnd.

... Denk mal an: Da haben sie einen ganzen Vortrag von Lenin gehört. Eine Lenin-Rede! Hätte ich mich wenigstens noch für 'ne Stunde dort verweilt ...! Hätte der „Batja“ nicht 'ne Weile länger nach meinem Bündel kramen können! Oder wegen der Papiere konnte es einen Aufschub geben. Und dann hätte ich unter ihnen gesessen!

Simon Adamowitsch Petrik sah auf die Buchseite hinab. Da standen die Worte Lenins, die er damals hätte hören können!

„Halt, nicht doch!“ sagte er plötzlich laut. „Ich hätte sie doch gar nicht hören können, seine Rede. Denn alles ist ja wegen mir so gekommen! Ja, mit mir hat alles angefangen ... Und mit mir hat er zuerst gesprochen ... Mit mir!“





Eine Zusammenballung von Fahrzeugen, Waffen und Geräten, vor allem aber von Menschen – Soldaten. Das ist hier so, bei der Ubung, aber auch im gesamten militärischen Leben. Und so kommt es schon mal vor, daß dieser oder jener – aus welchen Gründen auch immer – außer Tritt gerät oder gar die Spur verläßt und die entgegengesetzte Richtung einschlägt. Doch: Wer weist ihm die richtige Richtung, holt ihn zurück, hilft ihm, die gerade Spur militärischer Pflichterfüllung wiederzufinden? Rolf-Peter Bernhard schildert drei unterschiedliche „Fälle" differenzierter Erziehungsarbeit,

... denn jeder verlangt sein eigen Maß

„Raustreten zum Frühsport!"

Polternd hasten die Kanoniere die Treppe hinunter. Einige Nachzügler torkeln verschlafen hinterher ...

Doch indes sich draußen junge Männerkörper dehnen und strecken und sich zum Waldlauf in Bewegung setzen, gibt es unten im Keller ein peinliches Zusammentreffen. Schlag sechs Uhr war auch Hauptmann Möller in der Unterkunft, der Politstellvertreter. Er kontrolliert nicht nur den Frühsport, sondern schaut sich auch um, wer im Batteriebereich geblieben ist. So trifft er auf Jürgen Kusch.

Der Gefreite ist seiner Batterie ein zuverlässiger Rechner. Die Parteigruppe schätzt ihn als guten Genossen, die FDJ-Organisation als aktives Leitungsmitglied, seine Stubenbelegschaft als verantwortungsbewußten Stubenältesten.

Und nun entpuppt er sich als Drückeberger? Kusch senkt beschämt den Kopf, als ihn der

Hauptmann zur Rede stellt. ‚Hält er mich für einen billigen Simulanten? Wird er mir jetzt auch vorhalten, daß aus mir nie ein Soldat wird – wie manche Unteroffiziere sagen?'
Doch es geht ohne große Worte ab.
Die sachliche Frage des Politstellvertreters vermag Jürgen Kusch ebenso sachlich zu beantworten: „Sie wissen ja, Waldlauf sollte heute sein. Ich hab' nichts gegen Sport. Bei meiner Figur hab' ich ihn sogar sehr nötig. Aber in diesen Stiefeln, bei meinen verkorksten Füßen . . . Ich bin hinterher immer halbtot. Ich wollte mir ja schon im Urlaub orthopädische Stiefel machen lassen . . ."
„Kommen Sie mit!"
Während sie die Treppe hinaufgehen und auf die Betonstraße hinaustreten, um den Weg zum Med.-Punkt einzuschlagen, schaut der Hauptmann dem Gefreiten aufmerksam auf die Füße. In der Tat: Kusch scheint es nicht leicht zu fallen, darin zu laufen.
„Warum aber sind Sie dann nicht zu mir gekommen? Statt sich im Keller zu verkriechen?"
Kusch zuckt verlegen die Schultern . . .
„Doktor, hier ist ein ‚Fall' für Sie. Sehen Sie sich mal die Füße an! Ich glaube, hier muß was



getan werden. Mit den Stiefeln von der Kammer kann der Mann keinen Dienst machen . . ."
Seit Jürgen Kusch die (Platt-)Füße nicht mehr schmerzen, hat die Batterie auch keinen „Drückeberger" vom Frühsport mehr in ihm. Kaum ein Unteroffizier sagt noch von ihm, er würde nie ein richtiger Soldat. Woher hatten sie übrigens ihre Weisheit? Machen denn allein zusammenschlagende Stiefelabsätze und ein knallender Exerzierschritt den guten Soldaten aus? Übrigens: Hauptmann Möller hätte den Gefreiten nach § 35 der Disziplinarvorschrift auch bestrafen können. ▶

Das Martinhorn zerschrillt die Waldstille. Das weiße, eben noch lappig herunterhängende Tuch strafft sich zur Fahne, zeigt grellrot ein Kreuz.

Die Kiefernkronen schwanken. Sie drehen sich im Kreise, schneller, immer schneller. Karl-Heinz Murer greift um sich. Seine Hände suchen nach einem Halt. Der blaßblaue Sommerhimmel ist plötzlich schwarz. Der Unteroffizier spürt nicht mehr, daß sich zwei Arme um seinen Oberkörper schließen und ihn auffangen ...

Alles ist unschwer zu rekonstruieren:

Von rechts kommend war ein Reh in das Motorrad gesprungen. Murer hatte in der Hundertstelsekunde des Schrecks derart stark gebremst, daß der hinter ihm sitzende Peter Öhm vom Soziussitz geschleudert wurde. Eine zu hohe Geschwindigkeit war er keineswegs gefahren. Etwa Sechzig. Die Straßenverhältnisse waren einwandfrei.

„Unverschuldeter Verkehrsunfall", lautete der Kernsatz des Protokolls der Verkehrspolizei, das dem Militärstaatsanwalt übergeben wurde. Hauptmann Tischbiereck, der die Untersuchung leitet, ist heilfroh, dem verunglückten Kfz.-Gruppenführer diese Nachricht ans Krankenbett bringen zu können.

Auch die medizinische Untersuchung ist günstig ausgefallen. Murer hat lediglich Prellungen erlitten. Der Sturzhelm bewahrte ihn vor Schlimmerem. Peter Öhm hat es ärger erwischt. Die beiden verlorenen Schneidezähne werden zu ersetzen sein. Sorgen bereitet den Ärzten der kleine Finger der rechten Hand, dessen Gelenke sich zusammengedrückt haben.

Wie alles geschah, weiß der Hauptmann.

„Und das wegen ein paar Flaschen Bier, die wir dann noch nicht mal gekriegt haben ..."

Bier, Selters, Limonade, nur auf den Etiketts leerer Flaschen waren in diesen Tagen, ja Wochen diese Begriffe zu lesen. Oder auf den schwarzen Tafeln vor den Verkaufsstellen, dann allerdings mit dem lakonischen Zusatz: AUSVERKAUFT!

„... paar Flaschen Bier?" Die Frage des Hauptmanns hat einen eigenartigen Unterton. „Hatten Sie nicht allen Grund, wenigstens mit einem Glas Bier anzustoßen?"

„Das schon ..."

Unteroffizier Murer hatte tatsächlich einen Grund zum Feiern. Drei Tage zuvor war seine Kfz.-Gruppe durch eine Kommission des Militärbezirks inspiziert worden. Ergebnis: Note 1!

So recht begreifen aber kann man seine Freude nur dann, wenn man weiß, daß es ein halbes Jahr zuvor nach einer Inspektion eine Fünf, ja, eine Fünf gegeben hatte. An einem Fahrzeug waren die Bremsen nicht richtig eingestellt gewesen, und ausgerechnet dies wurde zur Bremsprobe ausgewählt.

Und auch Peter Öhm hatte einen echten Anlaß. Ohne sorgfältige Arbeit der Aufklärer vermag keine Batterie ausgezeichnet zu schießen. Das Inspektionsschießen aber brachte sehr gute Ergebnisse. Unterwachtmeister Öhm galt seit langem als der geborene Entfernungsmesser. Warum also sollten sie nicht ein Glas Bier trinken?

Der Unfall war unverschuldet. Und doch fand man bei der gründlichen Untersuchung aller Umstände einen dunklen Punkt: Beide Unteroffiziere wohnen im Ledigenheim, also außerhalb der Kaserne. Als sie sich aufmachten, ins vier Kilometer entfernte A. zu fahren, hatten sie sich im Heim ordnungsgemäß abgemeldet. Die Abmeldung aber war nicht ordnungsgemäß genug; denn sie hätte auch bei ihrem Zugführer erfolgen müssen. „Unterwachtmeister Öhm ..."

Leutnant Ehrke mußte das Wehrstammbuch zur Hand nehmen, um dem Militärstaatsanwalt zumindest die Auszeichnungen lückenlos aufsagen zu können: Dreimal Besten- zweimal Leistungsabzeichen, Schützenschnur, Klassifizierungsspange Stufe III, „Bester Sportler", dreimal Titel „Beste Gruppe", vorzeitig zum Unterwachtmeister befördert.

„Er kam mit dem Bestenabzeichen von der Unteroffiziersschule. Er hat ein gutes Auge, das richtige Gefühl für räumliches Sehen. So wie er mit dem ‚EM 61' umzugehen weiß, habe ich es nur selten bei einem erlebt. Wie er dieses Gerät voll und ganz beherrscht, vermag er auch selbständig und zuverlässig auszubilden ..."

Der Zugführer weiß nur Gutes über seinen Aufklärungsgruppenführer zu berichten. Und Stabswachtmeister Daniel, dem der Nachrichtenzug anvertraut ist, vermag über Unteroffizier Murer ebenfalls keinen Stab zu brechen. Beide Genossen hätten also auf jeden Fall die Erlaubnis erhalten, schnell mal nach A. zu fahren. Aber war es bislang nicht gang und gäbe, sich lediglich beim Diensthabenden des Ledigenwohnheims abzumelden?

„Ich kenne beide Genossen", sagt Oberstleutnant Rißmann, der schon im Khakihemd der Kasernierten Volkspolizei als Politoffizier gearbeitet hat. „Am besten kenne ich Murer. Sohn eines Wismutkumpels. Mit Achtzehn Kandidat unserer Partei. Und als Parteigenosse hielt er sein Wort, Soldat auf Zeit zu werden, obwohl sich in seinem Leben manches verändert hatte. Er heiratete als Unteroffiziersschüler, und sein Sohn wurde im Juli 1967 geboren. Drei Bestenabzeichen, das Leistungsabzeichen der NVA, die Schützenschnur mit der Eichel — das sind Soldatenauszeichnungen, hinter denen Leistungen stehen. Immerhin hatte Genosse Murer als Kfz.-Gruppenführer des Nachrichtenzuges eine Aufgabe, die für ihn, einen Maurer mit ‚MZ', besondert kompliziert war.

Ein Verkehrsunfall, selbst ein völlig unverschuldeter, ist immer eine dumme Geschichte. Wir haben weder Murer noch Öhm disziplinarisch bestraft, obgleich sie sich für die Motorradfahrt im Ausgangsbereich keine Genehmigung geholt hatten. Wir alle wußten, daß sich das bei ihnen nicht wiederholen wird. Fast drei Jahre lang diente Genosse Murer, bestraft wurde er noch nie ..."

Im Truppenteil bangte man um die beiden Verletzten. Karl-Heinz Murer wurde nach den Tagen der ärztlichen Beobachtung aus dem Lazarett entlassen. Peter Öhm blieb dort. Chirurgen

und Orthopäden bemühten sich um den verletzten Finger, in verschiedenen Krankenhäusern. Leutnant Ehrke lud ihn zu sich ein. Seine Frau ist Masseuse. Sie war es, die ihm Mut machte. Zerschundene Gelenke werden von heute auf morgen nicht wieder geschmeidig. Dazu bedarf es der Zeit und der Geduld.

Auch in der Armee gibt es keine starre Auslegung der Gesetze. Auch hier steht an erster Stelle die gesellschaftliche Beurteilung der Persönlichkeit. Die Armee ist ein Teil der sozialistischen Gesellschaft.

Der Staatsanwalt des Verbandes Krysmann legte die Akte Murer/Öhm zu den Akten.

Wie ein Kind auf die Ferien, so hatte sich Lothar Rojahn auf seinen Urlaub gefreut. Den Eltern hatte er die genaue Ankunftszeit mitgeteilt und auch Sabine, seiner Freundin.

Sabine kam von Kirchmöser extra nach Berlin, aber – ihr Lothar kam und kam nicht in der Tilsiter Straße an. Dafür brachte ihr schließlich ein Bekannter die Hiobsbotschaft: Lothar war volltrunken festgenommen worden!

Schon im Speisewagen hatte er getrunken. Auf dem Bahnsteig hatte ihn ein Kumpel erwartet. Das Wiedersehen wurde begossen. Erst im Speisesaal, dann in einer Eckkneipe. Der Schnaps machte erst redselig, dann stark.

Toni-Wagen, Kommandantendienst, Rücktransport in die Garnison.

Oberst Meyer schrieb den Eltern des Kanoniers einen Brief, und einen zweiten an seinen Betrieb. Im Kollektiv der Kanoniere gab es eine harte Auseinandersetzung; denn Lothar Rojahn hatte jedem von ihnen geschadet. „Still und zurückhaltend hättest du im Urlaub sein müssen, du, der du im Wettbewerb das Schlußlicht des Zuges bist ..."

Das Mädchen Sabine, das von Kirchmöser nach Berlin geeilt war, reiste weiter nach K. Für zwei Stunden durfte sie ihren „Helden" besuchen.

Dieser Besuch, so meint Oberstleutnant Rißmann, der Politstellvertreter, hatte es in sich. Dem Mädchen gegenüber, das nun alles wußte, mußte Rojahn die Wahrheit sagen. Es blieb nichts übrig von der „reumütigen" Ausrede, schuld an allem wäre eigentlich nur Sabine, denn hätte sie auf dem Bahnsteig gestanden ...

Die Kopfwäsche war heilsam, und sie reinigte auch die Atmosphäre zwischen beiden. Lothar half sie zudem, auch auf seinem dienstlichen Weg einen Schritt nach vorn zu machen.





SONDERSHAUSEN

Ihr Antlitz wird geprägt durch bewaldete Höhen ringsumher, ein über der geduckten Altstadt thronendes Schloß und die Kette stählerner Fördertürme westwärts.
Das Bestimmende im Leben der Stadt brachte ein Ortskundiger auf die Formel „Kumpel, Kunst und Kombinate“. Die Kombinate sind die jüngsten Errungenschaften, gewissermaßen erste Produkte der 70er Jahre. Aber sie sprechen schon ein strukturbestimmendes Wort, der Gigant VEB Kombinat Kali und das kleinere Kombinat Elektroinstallation. Sowohl geographisch als auch gesellschaftlich in diese Gemeinschaft eingebettet: der Truppenteil Schwerdtner. Und diese „Lebensgemeinschaft“ der Stadt mit ihren Soldaten drückt sich nicht nur aus bei den Punktspielen der ASG-Fußballer (Bezirksklasse!) gegen die „Glückauf“-Mannschaft oder den vielen Auftritten des Soldatenkabaretts „Die Rakete“ . . .
Der Name ist einladend: Tanzbar Treffpunkt. Eine hübsche Bar, ebensolche Serviererinnen, das Bier entspricht dem Prädikat „gepflegt“, was man auch der Preisstufe (vier!) nicht absprechen kann. Letzteres trifft vor allem die Wehrsoldempfänger, und diese trifft man hier recht zahlreich. Denn diese Stadt (fragt alle Mot.-Schützen, die hier gedient haben!) besitzt Töchter, die sich sehen lassen können. Übrigens, auch hören, aber das gehört zum Kapitel Kunst. Hier, wie auch im Stadtcafé oder im Jugendklubhaus, geht es lediglich um die Kunst des Flirtens.
Sondershausen ist eine alte Garnisonstadt, und es ist anzunehmen, daß schon die Musketiere vom 1. Bataillon des 71.Thür. Infanterie-Regiments, die hier „für Kaiser und Vaterland“ gedrillt wurden, die Reize der Töchter dieser Musenstadt zu würdigen wußten. Als 1909 das städtische Lyzeum eingeweiht wurde, fand ein zeitgenössischer Chronist die Wahl des Standortes sehr unpassend, da „Töchterschule und Lehrerinnenseminar in nächster Nähe des Kasernenhofes gebaut, wo man die oft nicht besonders gewählten Kommandos und andere Rufe deutlich vernahm.“ (Die Meinung der jungen Damen ist nicht aufgezeichnet worden.)
Auch ein paar kleine Kasernen baute man in jenen Jahren, doch „Hochkonjunktur“ bekam der Sondershäuser Kasernenbau freilich erst nach 1933. Die mot. Aufklärungsabteilung 4 brauchte eine große Kaserne und teure Betonhallen für ihre Fahrzeuge. Der faschistische Staat der Monopole rüstete zum Krieg. Das Wort Monopole ist für Sondershausen sehr konkret und greifbar. Dort, wo heute Fördertürme und Schornsteine des Kalikombinats Symbole für Sondershausens Perspektive bedeuten, da herrschte einst einer der gefräßigsten Haie, die berüchtigte Wintershall-AG. Im Mai 1893 hatten die Kumpel begonnen, den Schacht abzuteufen. Zwei Millionen Mark Grundkapital hatten die Aktionäre aufgewandt, aber allein im Jahre 1906 holten sie 1,2 Millionen Mark Profit aus der Knochenarbeit der Kumpel. Der SPD-Abgeordnete Sachse mußte 1914 im Reichstag feststellen: „Ein Terrorismus, wie er grausamer nicht ausgeübt werden kann, wird gerade von den Kaliherren ausgeübt.“ Und er bezog sich auf Vorkommnisse im Sondershäuser Kaliwerk.
Die Tanzbar Treffpunkt hieß einst „Güntershöh“. Hier in diesem Hause wurde im November 1918 ein Soldatenrat auf die Beine gebracht, ein sehr lendenlahmer. Seine Mitglieder trugen weiße Armbinden und teilten die „Macht“ mit einem Oberstleutnant vom Garnisonskommando. Zwar hißten die revolutionären unter den Arbeitern auf Schloß und Rathaus die rote Fahne, aber als „Günther von Gottes Gnaden, Fürst zu Schwarzburg-Sondershausen“ abdankte, da regierten die Bergherren weiter. Und die „71er“ kehrten unter Glockengeläut nach Sondershausen zurück. Wenige Jahre später wurden die jungen Männer „Landser“, die Kalischächte Munitionsdepots, und selbst die zweihundert Instrumente der Luftwaffenmusikschule vermochten nicht die Bombendetonationen zu übertönen. Die Bomben löschten auch die alte Garnison aus. Deren Geist auch in Sondershausen für immer . . .

Heute steht der Posten am Kasernentor neben einer metallenen Tafel:

Nationale Volksarmee
Anton-Saefkow-Kaserne.

Am 28. Februar 1965 erhielt die Sondershäuser Kaserne den Namen des Arbeiterfunktionärs und Widerstandskämpfers verliehen. Neben den militärischen Leistungen des Truppenteils finden sich auch solche Beispiele: Schneeverweht sind die Straßen rings um den Ort Großlohra, unpassierbar für den Krankenwagen. Da bahnt sich ein schweres Kettenfahrzeug den Weg durch die Schneemassen. Die junge Frau wird rechtzeitig zur Entbindung gebracht . . . Alarm im Kaliwerk; eine schwere Havarie. Pionierkompanie und andere technische Einheiten eilen zur Hilfe, bleiben im Einsatz, bis die Gefahr beseitigt ist . . .
Das sind freilich nur Bruchstücke aus der Chronik des Truppenteils. Aber diese Chronik ist untrennbar mit der Geschichte der Stadt Sondershausen des letzten Jahrzehnts verbunden.
Als 1968 die Bergleute der ganzen Republik ihren Festtag in Sondershausen begingen, da fand der Staatsakt der Regierung in der Kulturhalle des Truppenteils statt. Die Pateneinheit des Kalikombinats stellte die Ehrenkom-

panie. Und Hunderte Soldaten hatten mitgeholfen, der Stadt das Festkleid zu geben. Wenn andererseits die Soldaten ihren Tag der Volksarmee feierten, so war es jahrelang so, daß die Soldaten nach der Pfeife der Kalikumpel, sprich Werkorchester, tanzten (Verzeihung, marschierten!). Und weder Kommandeur noch Soldaten wären auf den Gedanken gekommen, ihr militärisches Prestige könnte dadurch beeinträchtigt sein ...

Leutnant d. R. Jupp Kern

DDR
UNSER VATERLAND

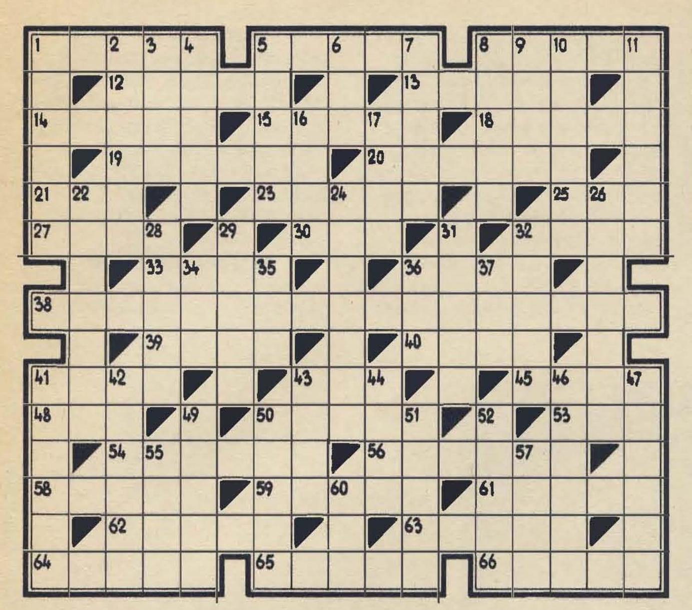
Uber Tage: Kaliforschungsinstitut am Stadtrand von Sondershausen.
Unter Tage: Großgerät im Einsatz.

EXA Ia

die preisgünstigste Spiegelreflex

Und trotzdem bietet sie Ihnen den Komfort einer zuverlässigen Systemkamera: Exaktes Scharfeinstellen mit auswechselbaren Suchereinsätzen und Objektiven, unverwüstlicher Verschluß ($^1/_{30}$ s ... $^1/_{175}$), Blitzsynchronisation und Zubehör für vielseitige Verwendung. Im Fachgeschäft zeigt man Ihnen gern, wie einfach die EXA Ia zu bedienen ist.





KREUZWORTRÄTSEL

Waagerecht: 1. Detonation, 5. griechische Insel, 8. Sauermilcherzeugnis, 12. innerer Strang bei Kabeln, 13. Kobold, Unhold, 14. chemisches Element, 15. Lachsfisch, 18. gekochter oder gebratener Fleischkloß, 19. Planet, 20. zweckmäßige Tätigkeit des Menschen, 21. griechischer Buchstabe, 23. französische Departementshauptstadt, 25. Getränk, 27. Theaterplatz, 30. Windschatten, 32. deutscher Schriftsteller (1957 gest.), 33. norwegischer Mathematiker (1802 bis 1829), 36. Gebirge in der UdSSR, 38. Bühnenwerk von Bert Brecht, 39. anhänglich, 40. Musikstück für drei Instrumente, 41. Zitterpappel, 43. Stadt in Holland, 45. Titelgestalt bei Shakespeare, 48. germanischer Wurfspieß, 50. Leitgedanke, 53. europäischer Inselbewohner, 54. Komponist der DDR (1962 gest.), 56. Bekleidungsstück, 58. Ei der Laus, 59. Königreich im mittleren Himalaja, 61. Gebäudeteil, Straßenzug, 62. Bezeichnung für eine Oxyaminosäure, 63. Stadt an der Bode, 64. weiblicher Vorname, 65. Schwermetall, 66. Ansprachen.

Senkrecht: 1. trichterförmige Öffnung, 2. Stadt in Oberägypten, 3. nicht voll, 4. österreichischer Lyriker (1802–1850), 5. Impfstoff, 6. englische Insel, 7. Himmelskörper, 8. Öffnung im Schiffsheck für den Ruderschaft, 9. weiblicher Vorname (Koseform), 10. Gesamtheit der Schiffe eines Staates, 11. Erfinder der Schiffsschraube, 16. Haustier, 17. Wasch- und Umkleideraum im Bergbau, 22. grusinisch-sowjetischer Dichter (1892 bis 1959), 24. überlieferte Erzählung, 26. Legierung aus Nickel, Eisen, Chrom, Wolfram und Mangan, 28. Ehepartner, 29. Spielbestimmung, 31. die Pflanzenwelt eines Gebietes, 32. Bezeichnung für ein säurefestes Gußeisen, 34. Trinkstube, 35. Löwe (dichterisch), 36. englisch: Gesetz, Dekret, 37. Bezeichnung für einen amerikanischen Besatzungssoldat in Europa, 41. Schreibkalender, Merkbuch, 42. Gesamtheit des Zeitungswesens, 43. moralischer Begriff, 44. weiblicher Vorname, 46. Insel, 47. Sportart, 49. Nebenfluß der Rhone, 50. Scheunenboden, 51. württembergische Stadt am Kocher, 52. Schlangenart, 55. Berg bei Innsbruck, 57. Laubbaum, 60. Tanzschritt.

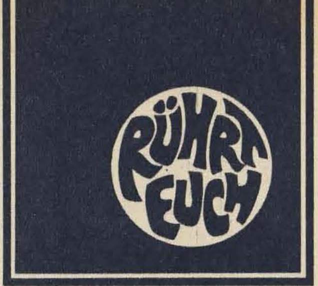
VOM KERN ZUM WORT

Es sind neun waagerechte Wörter zu suchen.

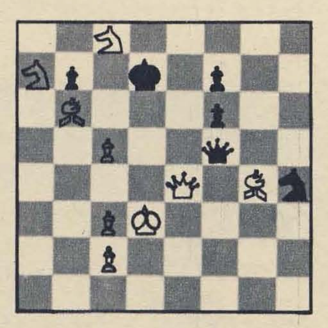
1. Arznei- und Vorbeugungsmittel zur Desinfektion des Mund- und Rachenraumes, 2. leeres Gerede, 3. Liegesofa, 4. Stadt in der Oblast Rostow am Don, 5. französisch: Schneider, 6. Ureinwohner Nordamerikas, 7. Flugzeugteil, 8. Fußbodenbelag, 9. negativ geladenes Elementarteilchen.

Bei richtiger Lösung ergeben die ersten Buchstaben – von oben nach unten gelesen – die Bezeichnung für einen taktischen Verband kleinerer Schiffe der Seestreitkräfte.





SCHACH



Matt in zwei Zügen (Owtschinikow)

Auflösungen aus Nr. 3

KREUZWORTRÄTSEL. Waagerecht: 1. Glied, 4. Tank, 7. Belas, 10. Rho, 11. Oase, 12. Gemse, 13. Tarn, 14. Sahne, 15. Ire, 17. Duna, 19. Lore, 22. Omsk, 24. Antike, 27. LOT, 28. Paß, 30. Aral, 32. Truppenteil, 36. Rakete, 40. Kerala, 43. Motorroller, 48. Omar, 49. Ales, 50. Ehm, 51. Primat, 54. Watt, 56. Ares, 59. Kemi, 61. Rad, 63. Kobra, 64. Oste, 65. Indus, 66. Ball, 67. Nil, 68. Tatra, 69. Etat, 70. Larve. – **Senkrecht:** 1. Gogol, 2. Izmir, 3. Drei, 4. Totem, 5. Nordkap, 6. Kanu, 7. Besan, 8. Lathi, 9. Seele, 16. Rotte, 18. Nase, 20. Odra, 21. Elle, 23. Spur, 25. Tat, 26. Kai, 29. Spa, 30. Arom, 31. Akut, 33. Nie, 34. Edam, 35. Lear, 37. Tor, 38. Pol, 39. Elsa, 40. Kreta, 41. Roma, 42. Laue, 44. Ohr, 45. Olm, 46. Rate, 47. Lewisit, 51. Paket, 52. Irbit, 53. Akaba, 55. Trent, 57. Radar, 58. Sasse, 60. Mole, 62. Dill.

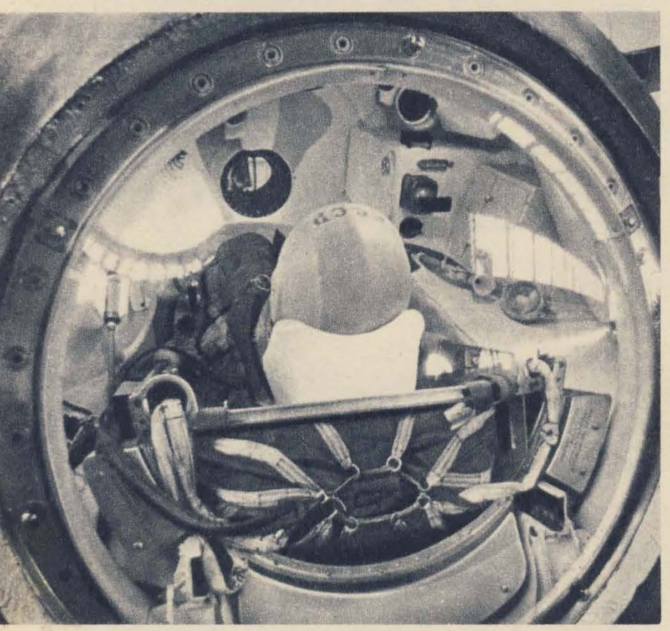
SCHACH. 1. Lc8! Fesselt der sL die Matt drohende Dame durch beliebigen Abzug, so taucht mit 2. De4 das Matt einer gefesselten Figur in der Linie der Bindung als „sekundäre" Drohung auf. Auch diese kann Schwarz parieren, indem er zusätzlich den sT entfesselt, also 1. ... Lc5! und 1. ... Lc3! mit den leider unernstlichen Nutzungen; 2. b5 bzw. 2. D:c4 matt.

AUS ZWEI WIRD EINS: Ergonomik

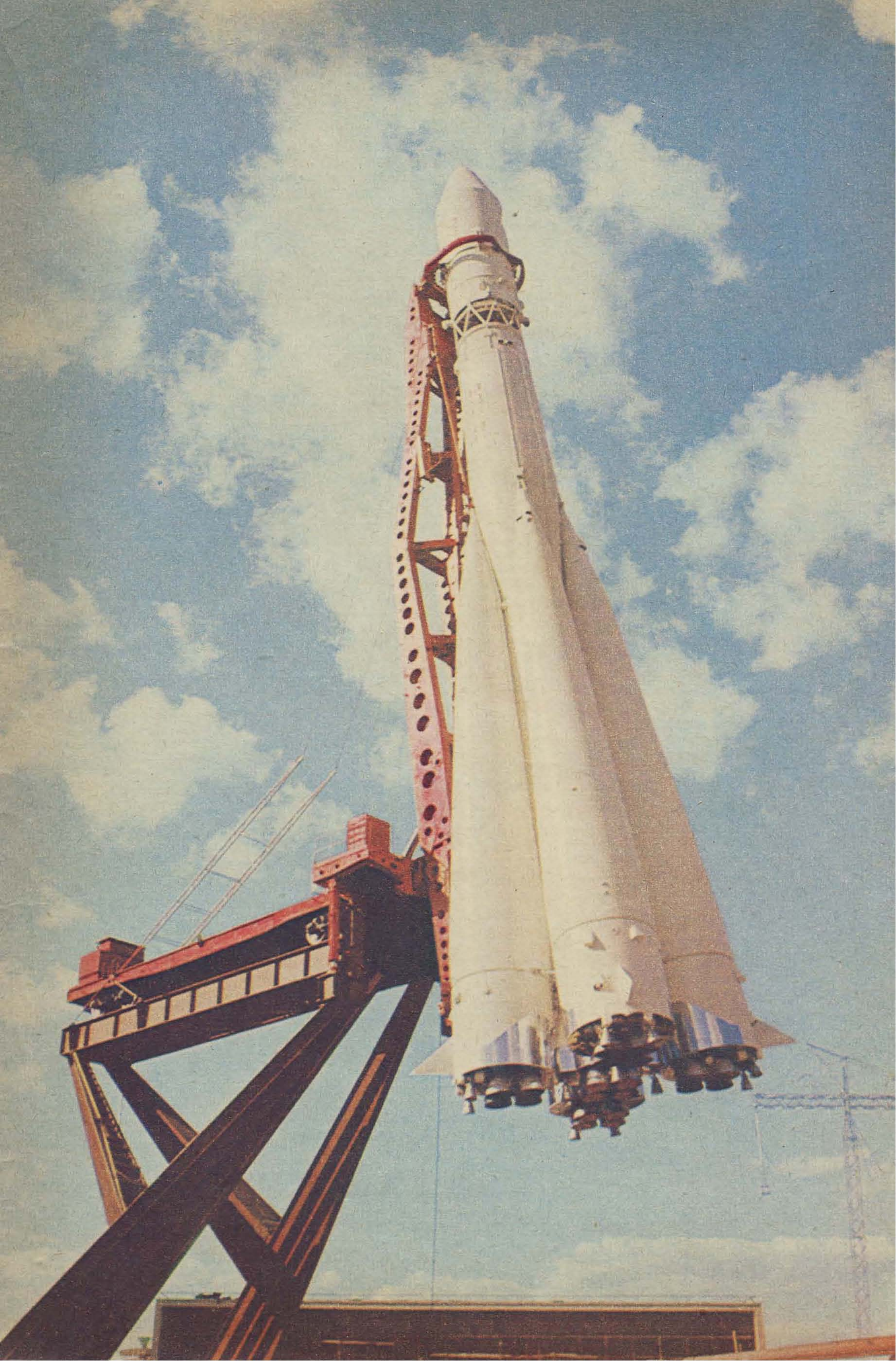
Karl-Heinz Eyermann

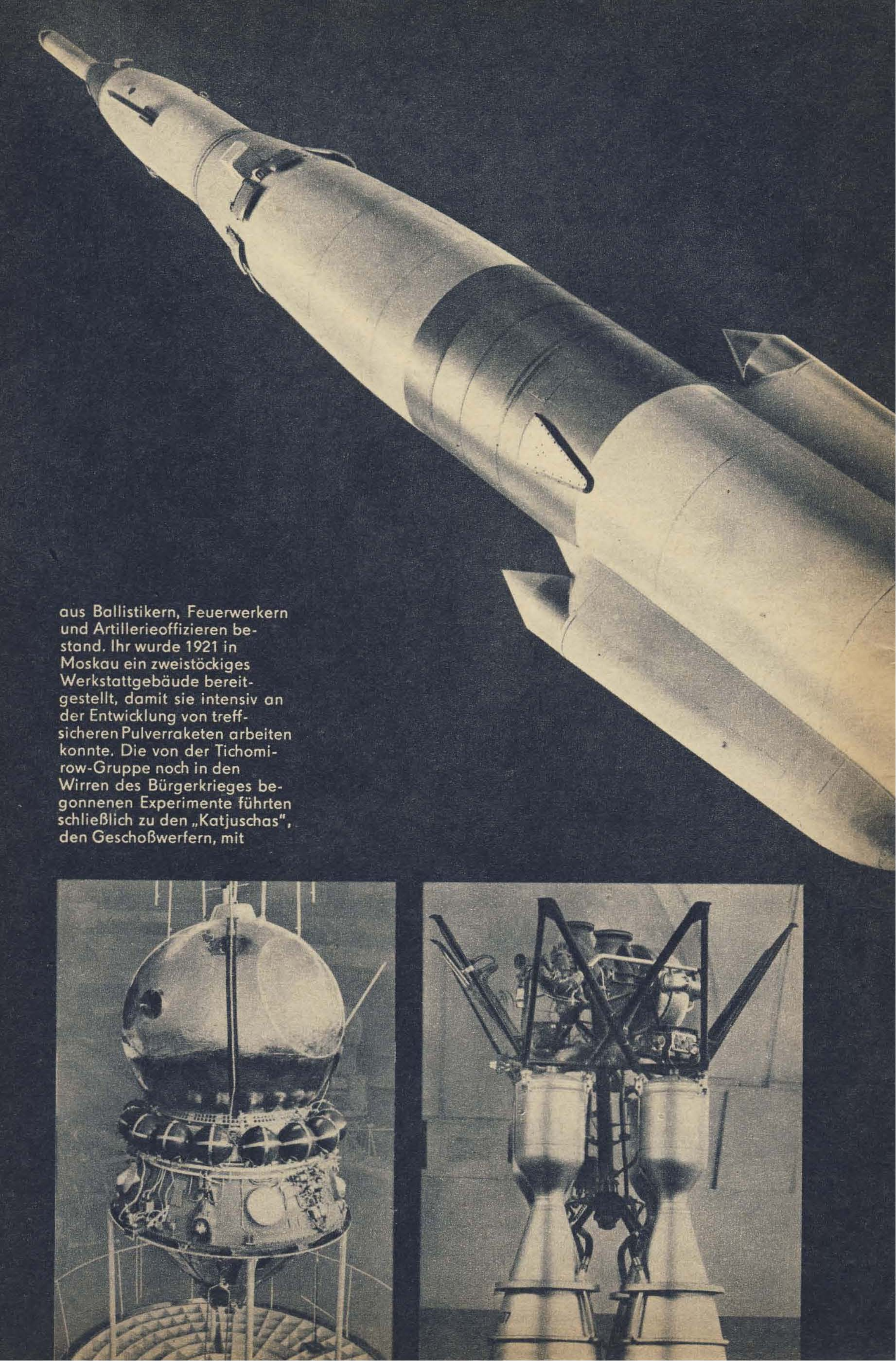
Der große Schub

Im Winter 1919 traf beim Stadtsowjet in Kaluga ein Telegramm aus Moskau ein: „Unterstützt Ziolkowski mit allen Mitteln!" Diese Botschaft wurde auf Veranlassung Lenins verfaßt und übermittelt.
Der sozialistische Staat förderte in schwerster Zeit die Foschungstätigkeit Ziolkowskis, des Vaters der modernen Raumfahrt und Raketentechnik, und verbreitete seine Theorien, damit sie Allgemeingut des werktätigen Volkes würden. Am 9. November 1921, die Lage im Lande war durch Bürgerkrieg und Intervention eher schlechter als besser geworden, unterzeichnete Lenin einen Beschluß des Rates der Volkskommissare, den „Spezialisten auf dem Gebiet der wissenschaftlichen Ausarbeitung von Luftfahrtproblemen" großzügig finanziell zu unterstützen. Die persönliche Sorge Lenins um sein Forscherschicksal zu einer Zeit, da der junge sozialistische Staat einen Kampf auf Leben und Tod gegen die Konterrevolution und die Weltreaktion führte, ließen Ziolkowski neue Kraft schöpfen, das unter Mühen begonnene Werk fortzusetzen.
Ähnlich wie er spürte auch ein anderer Raketenpionier, Friedrich Arturowitsch Zander, die persönliche Anteilnahme Lenins für die Arbeiten auf dem Gebiet der Raketentechnik. Am 29. Dezember 1921 traf Lenin mit Zander auf der ersten Moskauer Erfinderkonferenz zusammen, sprach mit ihm über seinen Vorschlag für ein bemanntes Raumschiff und sicherte ihm für seine Studien die Hilfe der Regierung zu.
Nahezu alle bisherigen Pionierleistungen der Raumfahrt vollbrachten die Erben Lenins. Seit dem 4. Oktober 1957, dem Beginn des kosmischen Zeitalters, wird in der Sowjetunion durchschnittlich an jedem elften Tag ein Raumflugkörper gestartet. Über 15 000 Produktionsverfahren aus der Raketen- und Raumflugtechnik sind Allgemeingut der Industrie geworden. Nicht nur Wissenschaft, Technik und Wirtschaft ziehen großen Nutzen daraus. Auch die militärische Überlegenheit der UdSSR spiegelt sich ausdrucksvoll in den Fortschritten der Raketentechnik wider.
Der Weg der UdSSR zur führenden Raketenmacht der Welt begann ebenfalls in den ersten Jahren der Sowjetmacht. Im folgenden sei auf einige bisher wenig bekannte Tatsachen verwiesen.
Die direkten Vorfahren der Orbital- und Globalraketen der UdSSR stammen aus einem Versuchslabor, das mehr eine Bastelwerkstatt denn ein wissenschaftliches Laboratorium war. Auf Lenins Anraten traf der Rat der Volkskommissare zahlreiche Maßnahmen, um die Militäringenieure, die sich mit dem Raketenwesen beschäftigten, zu fördern. Ein Beispiel dafür ist die Gruppe von Nikolai Tichomirow, die

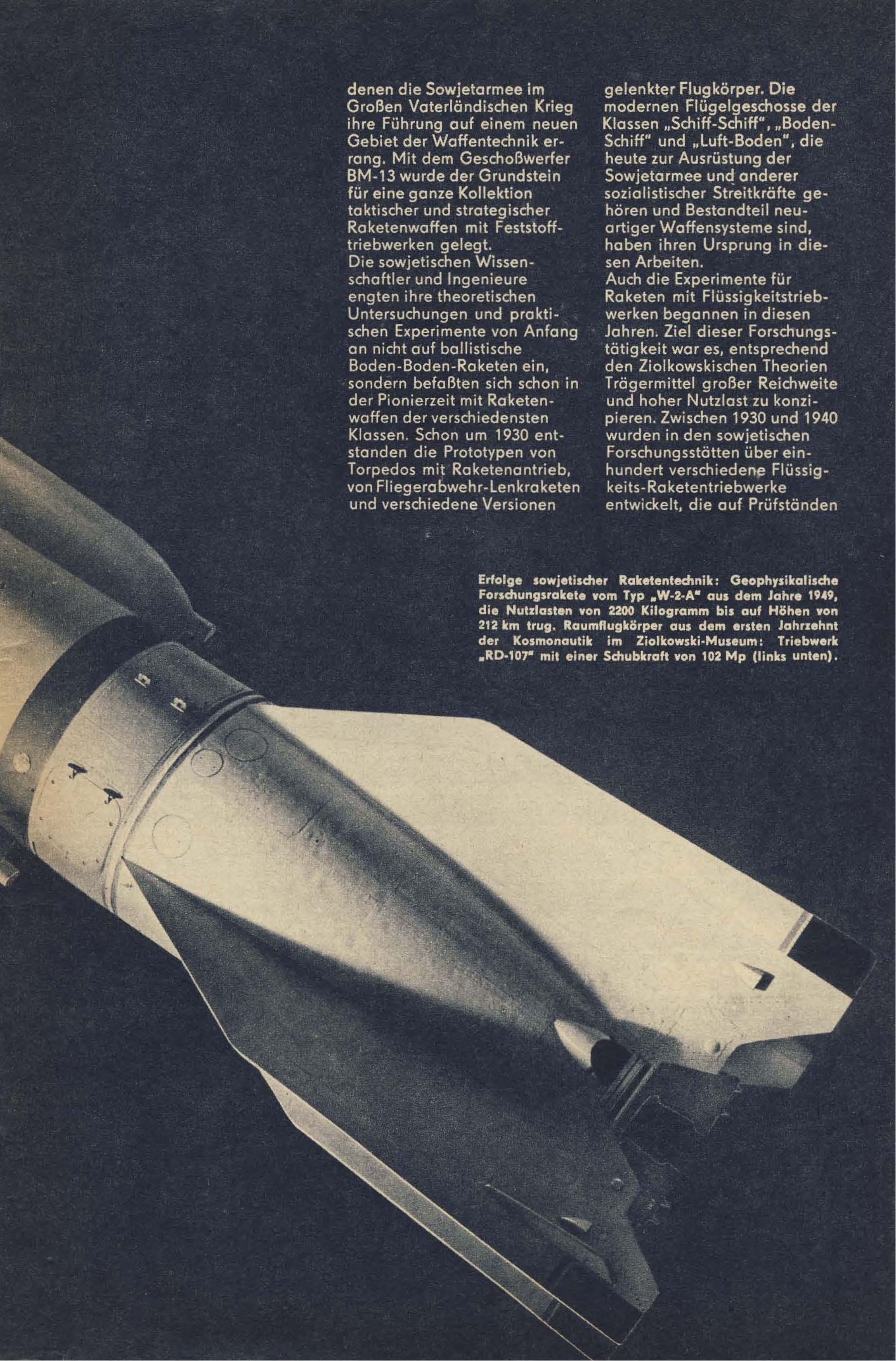


Sie eröffneten den Vorstoß des Menschen in das Weltall: die von S. P. Koroljow entworfenen einsitzigen Raumschiffe vom Typ „Wostok" und deren Trägerraketen (Bild rechts).





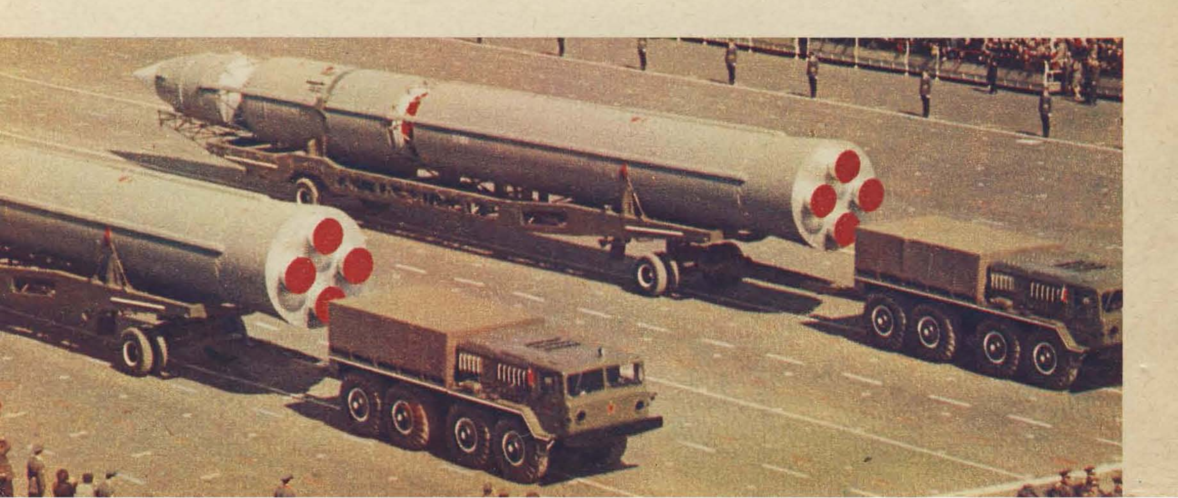
aus Ballistikern, Feuerwerkern und Artillerieoffizieren bestand. Ihr wurde 1921 in Moskau ein zweistöckiges Werkstattgebäude bereitgestellt, damit sie intensiv an der Entwicklung von treffsicheren Pulverraketen arbeiten konnte. Die von der Tichomirow-Gruppe noch in den Wirren des Bürgerkrieges begonnenen Experimente führten schließlich zu den „Katjuschas", den Geschoßwerfern, mit



denen die Sowjetarmee im Großen Vaterländischen Krieg ihre Führung auf einem neuen Gebiet der Waffentechnik errang. Mit dem Geschoßwerfer BM-13 wurde der Grundstein für eine ganze Kollektion taktischer und strategischer Raketenwaffen mit Feststofftriebwerken gelegt.
Die sowjetischen Wissenschaftler und Ingenieure engten ihre theoretischen Untersuchungen und praktischen Experimente von Anfang an nicht auf ballistische Boden-Boden-Raketen ein, sondern befaßten sich schon in der Pionierzeit mit Raketenwaffen der verschiedensten Klassen. Schon um 1930 entstanden die Prototypen von Torpedos mit Raketenantrieb, von Fliegerabwehr-Lenkraketen und verschiedene Versionen gelenkter Flugkörper. Die modernen Flügelgeschosse der Klassen „Schiff-Schiff", „Boden-Schiff" und „Luft-Boden", die heute zur Ausrüstung der Sowjetarmee und anderer sozialistischer Streitkräfte gehören und Bestandteil neuartiger Waffensysteme sind, haben ihren Ursprung in diesen Arbeiten.
Auch die Experimente für Raketen mit Flüssigkeitstriebwerken begannen in diesen Jahren. Ziel dieser Forschungstätigkeit war es, entsprechend den Ziolkowskischen Theorien Trägermittel großer Reichweite und hoher Nutzlast zu konzipieren. Zwischen 1930 und 1940 wurden in den sowjetischen Forschungsstätten über einhundert verschiedene Flüssigkeits-Raketentriebwerke entwickelt, die auf Prüfständen

Erfolge sowjetischer Raketentechnik: Geophysikalische Forschungsrakete vom Typ „W-2-A" aus dem Jahre 1949, die Nutzlasten von 2200 Kilogramm bis auf Höhen von 212 km trug. Raumflugkörper aus dem ersten Jahrzehnt der Kosmonautik im Ziolkowski-Museum: Triebwerk „RD-107" mit einer Schubkraft von 102 Mp (links unten).

oder im Flug erprobt wurden. Zanders erstes Flüssigkeitstriebwerk, das ÖR-1 (1930), erzeugte einen Schub von 5 Kilopond. Zehn Jahre darauf dröhnten auf dem Raketodrom der Artillerie-Hauptverwaltung bei Moskau Antriebsaggregate, die Schubkräfte von 3840 Kilopond freisetzten. Anderthalb Jahrzehnte später steigerten die sowjetischen Triebwerkbauer mit den Typen „RD-107" und „RD-108" die Leistung bis auf über einhundert Tonnen Schub! Nachdem am 17. August 1933 die Flüssigkeitsrakete „GIRD-09" zum Jungfernflug gestartet war, begann in der UdSSR ein stürmischer Aufschwung auf diesem neuen Sektor des Raketenwesens. Immer größere Entfernungen legten die Versuchsprojektile zurück. 1939 projektierte die Arbeitsgruppe von Professor







Tichonrarow die ballistische Boden-Boden-Rakete „604", die beim ersten Startversuch über 19 875 Meter flog. Für die damalige Zeit war das ein sensationelles Resultat. Die „604" kann heute zu recht als Ausgangskonstruktion für Fernraketen bezeichnet werden. Als Tichonrawows „604" getestet wurde, nahm bereits ein neues Projekt der Artillerie-Hauptverwaltung Gestalt an: die ballistische Rakete „R-10", die 100-Kilogramm-Sprengköpfe über Strecken von 150 Kilometern tragen sollte.

Auf der Basis diese Konstruktion begann unmitelbar nach dem Großen Vaterländischen Krieg der Entwurf von strategischen Raketensystemen in der UdSSR. Das Kollektiv des berühmten Physikers Kurtschatow brach 15 Jahre früher als von den imperialistischen Geheimdiensten prophezeit das USA-Atomwaffenmonopol und schloß früher als die amerikanische Rüstungsindustrie die Entwicklung der H-Bombe ab. Damit standen die Waffen für die modernste Kampftechnik zur Verfügung. Der Forscher- und Ingenieurgruppe von S. P. Koroljow fiel auf Weisung des Zentralkomitees der KPdSU die Aufgabe zu, die entsprechenden Trägermittel zu schaffen. Das war im Februar 1947. Zehn Monate später war zu Ehren des 30. Jahrestages der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution die erste lenkbare Fernrakete der Welt fertiggestellt. Schon im Oktober wurde dieser Waffenträger, der Typ „R-1", erfolgreich erprobt. 1950 folgte seine verbesserte Ausführung, die „R-2". Zehn Jahre nach der Geburt von „R-1" beendete Koroljows Kollektiv die Arbeiten an der ersten Interkontinentalrakete. Ihr folgten in kurzen Abständen die Global-, Orbital- und Antiraketen sowie die mobilen Feststoff-Fernraketen, die das Potential der sozialistischen Militärkoalition entscheidend verstärkten. Die „R-1" von Koroljow aus dem Jahre 1947 war das Fundament für strategische Trägermittel und für die Bildung einer völlig neuartigen, mit diesen Waffenkomplexen ausgerüsteten Teilstreitkraft, den strategischen Raketentruppen. In allen Plänen, Projekten und Programmen der sowjetischen Raumfahrt und Raketentechnik steckt die Weitsicht Lenins. Über 200 Dokumente zur Luft- und Raumfahrt tragen seine Unterschrift. Die Sputniks, Sojus-Raumschiffe und hochleistungsfähigen Trägerraketen beweisen heute augenscheinlich, wie richtig er seinerzeit entschied, als diese Projekte noch Ideen und Wunschträume waren.



Die Raketenwaffe, das scharfe Schwert der Streitkräfte der sozialistischen Staatengemeinschaft: taktische-, operativ-taktische- und strategische Kampfraketen der sowjetischen Verteidigungsindustrie, entwickelt nach den jüngsten Erkenntnissen von technischer Forschung und Militärwissenschaft.





HEFT 4
APRIL 1970
PREIS 1 MARK

„Armee-Rundschau", Magazin des Soldaten · Chefredakteur: Oberstleutnant Hansjürgen Usczeck · Anschrift: 1055 Berlin, Postfach 7986 · Telefon: 53 07 61 · Auslandskorrespondenten: Oberst A. A. Selenzow und Oberstleutnant E. A. Udowitschenko, Moskau; Oberstleutnant d. R. Z. Flisowski, Warschau; Oberst J. Schaulow und Oberstleutnant L. Georgiew, Sofia; Major J. Červený, Prag; Major R. Kutas, Budapest; Oberstleutnant I. Capet, Bukarest Lizenz-Nr. 1513 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR · Herausgeber: Deutscher Militärverlag, 1055 Berlin, Postfach 6943 · Erscheint monatlich · Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion · Für unverlangt eingesandte Unterlagen keine Gewähr · Alleinige Anzeigenannahme: DEWAG-Werbung (Preisliste Nr. 4) · Gesamtherstellung: INTERDRUCK III/18/97 · Gestaltung: Horst Scheffler



Die Redaktion wurde am 1. 11. 1966 mit der Verdienstmedaille der NVA in Gold ausgezeichnet.

Redaktionsschluß dieses Heftes: 2. Februar 1970

Fotos: Körner (3) Titel, S. 75, 79; Gebauer (8) S. 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9; Fischer (1) S. 15; Progreß (1) S. 19; Uhlenhut (25) S. 20, 21, 22, 23, 24, 25, 48, 49, 50, 51, 55, 56, 57, 76, 80, 82, Rücktitel; Archiv (6) S. 26, 74, 75; „Bulgarski woin" (5) S. 36, 37, 38, 39; Zentralbild (3) S. 40, 41, 85; Baußat (1) S. 41; Koard (2) S. 58, 59; Rowell (1) S. 62; Lorke (3) S. 64, 65; Kronfeld (2) S. 65, 66; Willmann (6) S. 74, 88, 89, 90; Reupke (1) S. 85; MBD/Zühlsdorf (2) S. 92; MBD/Walzel (3) S. 93. Das Foto auf S. 15 zeigt die Schauspielerin Traudl Kulikowsky.

TITELBILD: Maschinist der Volksmarine

Menschliche Prüfungen, Bewährungsproben und Abschlußprüfung der Abiturientin Jutta, vereint mit den Geschehnissen des 13. August 1961, zeigte eine der Episoden des DEFA-Films „Geschichten jener Nacht". Für die junge Schauspielerin Jenny Gröllmann – als Jutta und gleichzeitig für ihre erste Filmaufgabe ausgewählt – wurde dies obendrein zur entscheidenden Prüfung ihres Berufsziels. Zwanzig Jahre alt wurde sie am letzten Drehtag, als man dem Geburtstagskind mit dem „Bestanden in jeder Weise" die größte Freude machte. Mit diesem Erfolg ließ Jenny die „Hausmädchenrollen" ihres Anfängerjahres am Berliner Maxim-Gorki-Theater hinter sich. Wir sahen sie wieder als einsam verzweifeltes Mädchen in dem DEFA-Film „Ich war neunzehn", sie spielte auf der Bühne das gezierte Bauernmädchen im

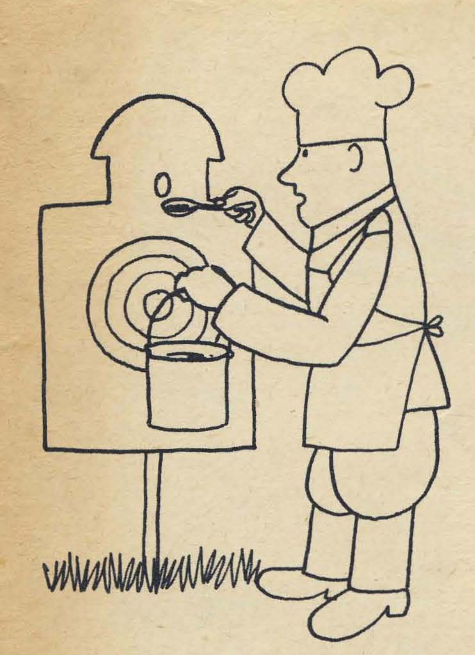


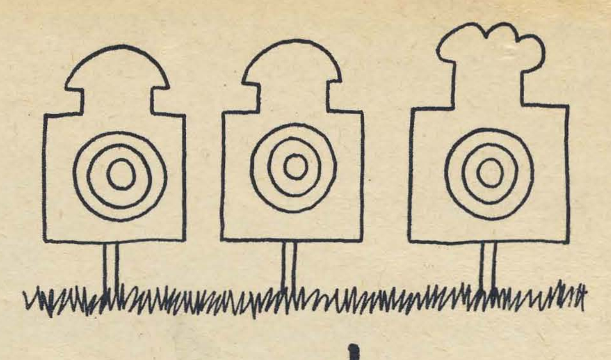
Jenny Gröllmann

STAR-Palette

„Wilden Kapitän", die eifrige Sekretärin im „Egoist", sie wird uns in dem zu erwartenden DEFA-Film „Résistance" als eine auf ihre Art gegen den Faschismus kämpfende französische Prostituierte begegnen und agiert im Foyer des Maxim-Gorki-Theaters „In Sachen Adam und Eva" als lustig-unkomplizierte Hela. Jenny war als Tochter eines Ausstattungsleiters und einer Theaterfotografin von Kind auf mit der Bühnenatmosphäre vertraut, tanzen lernte sie fast eher als laufen, und es stand für sie fest, nur einen Theaterberuf zu ergreifen. Ob Tänzerin, Bühnenbildnerin oder Schauspielerin entschied die Aufführung „Die Gesichte der Simone Machard", einer Brechtschen Version der Jungfrau von Orleans am Dresdner Staatstheater. Jenny durfte bereits als vierzehnjährige Schülerin ihr Talent in der Rolle der kleinen französischen Widerstandskämpferin des zweiten Weltkrieges unter Beweis stellen. Wunschgemäß erhielt sie später ihre Ausbildung an der Berliner Schauspielschule. In ganz frischer Erinnerung ist Jenny dem Fernsehpublikum als „Doktor in der Mühle", der klugen, jungen Tierärztin Bettina, die Spukgeschichten beseitigt und solange in den Köpfen und Herzen der LPG-Vorsitzenden 'rumspukt, bis alles zum guten Ende kommt. Zu Jennys Zukunftswünschen gehört ein Musical, um einmal nach Herzenslust tanzen und singen zu können.

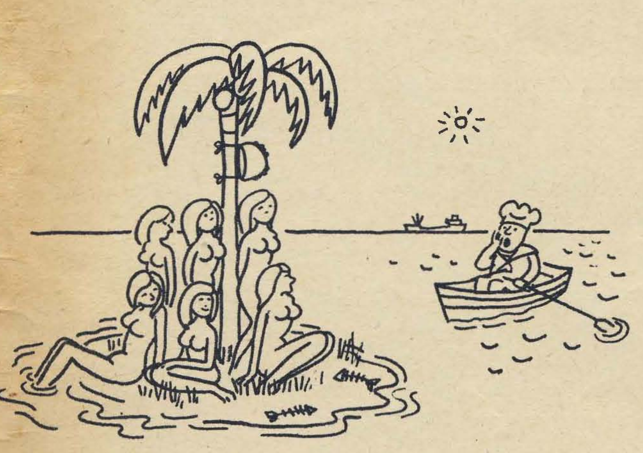
Helga Heine



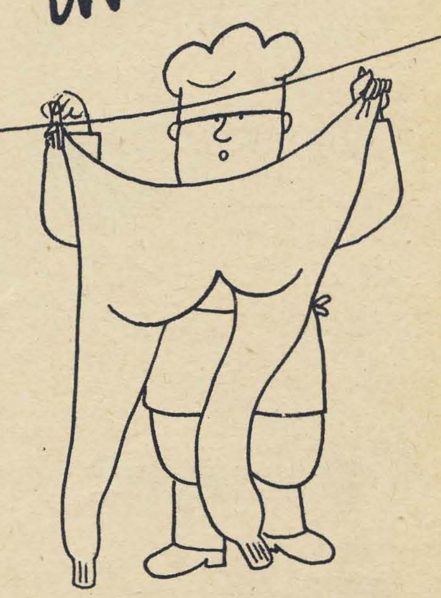


PAUL KLIMPKE:

Koch gut – alles gut



„Habt Ihr junges Gemüse!?"



„Mein Innenleben ist nun eben mal größer als ich!"

